Mathilde

Novelle

und

Drei Weihnachtabende

Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Friede Matzen.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1865.

Im Jahre 1845 befand sich auf dem Wege zwischen Pisa und Piombino ein einstöckiges Landhaus, umgeben von einigen dazu gehörenden Aeckern. Es war kürzlich von einem Fremden gekauft und eingerichtet worden, und bald darauf wurde dort eine Hochzeit gefeiert zwischen einem Italiener und einer jungen Schwedin. Die Braut hatte eine reisende Familie als Kammerjungfer nach Italien begleitet. Einige Wochen, nachdem das junge Ehepaar seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen hatte, hielt eines Tags ein eleganter Reisewagen vor dem Hause, ein junger Mann mit edlen Zügen, die den nordischen Stempel der Schwermuth und Melancholie trugen, sprang aus dem Wagen, und hob eine junge schlanke Frau in einfacher aber kostbarer Reisetoilette heraus. Nach ihr stieg eine andere etwas ältere, auch noch junge aber durchaus nicht schöne Dame heraus. Alle drei wurden mit großer Ehrfurcht von der an der Thürschwelle wartenden jungen Frau empfangen, und in drei meublirte Zimmer, deren Meublement mit der übrigen Einrichtung des Hauses in Widerspruch stand, eingeführt.

Einige Monate später verließ die schöne Frau mit ihrem männlichen Begleiter das Haus, dessen Bewohner sich inzwischen um einen kleinen Mitbürger, als dessen Amme eine toscanische Bäuerin angenommen wurde, vermehrt hatte. Der kleine Knabe und die ältere Dame blieben zurück.

Der Eigenthümer des Hauses stand am selben Abend plaudernd mit seiner Frau auf der Veranda:

„Aber sag' mir, Caroline," äußerte der Mann auf italienisch, „wie All' dies zusammenhängt? Weshalb macht Deine frühere Gebieterin solch' großes Geheimniß aus. . . ."

„Aus der Geburt des Knaben meinst Du?" fiel die Frau in schlechtem Italienisch ein. „Das ist wohl nicht zu verwundern, sie sind ja erst drei Monate verheirathet. . . ."

„Und haben schon einen Sohn," unterbrach der Mann lächelnd. „Aber sie ist ja nun seine Frau, und. . . ."

„Da wäre die Sache in Richtigkeit, meinst Du? Aber der alte Baron würde anders denken. Du mußt wissen, daß er ein sehr strenger Herr ist."

„Das mag er meinethalben sein, ich habe auf jeden Fall bei der ganzen Sache gewonnen, da ich Dich dabei zur Frau bekommen habe."

„Und dies Gütchen und eine jährliche Pension."

„Das ist Alles auch gut; aber Du bist doch das Beste. Ich habe Dich schon seit einem ganzen Jahr geliebt, seit wir in dem Hôtel in Neapel zusammen wohnten. Erinnerst Du Dich dessen noch?" fragte er, seinen Arm um ihre Taille legend.

„Ach ja, die werde ich nicht vergessen, Du dientest damals bei dem Engländer, welchen. . . ."

„Welchen Dein Fräulein so verrückt machte. . . ."

„Sprich nicht davon, das thut mir wirklich weh. Laß uns nur an uns selbst denken."

„Wie Du willst, ich trat aus seinem Dienst und wurde von Deiner Baronin engagirt."

„Und da wußtest Du es so einzurichten, daß ich mein Herz verlor," sagte Caroline lächelnd.

Acht Jahre später.

„So, Du findest sie also göttlich. — Ich meinestheils bin kurzsichtig genug, sie nur ganz gewöhnlich zu finden," äußerte Rittmeister Carl Eldner zu seinem Freunde Henning Thorenhjelm, der bei ihm auf seinem Zimmer saß, auf dem Gute Ljungstahof, das im östlichen Theile Schwedens lag und dem Vater des Rittmeisters gehörte.

„Das rührt daher, weil Du in Allem Pessimist bist."

„Wenn ich Pessimist bin, so bist Du sicherlich Optimist hinsichtlich der Frommen. Aber was in aller Welt findest Du denn so Bezauberndes an meiner Cousine Mathilde?"

„Ihre Schönheit, Ihren Verstand, Ihre Liebenswürdigkeit und vor Allem ihr mildes Wesen und ihre Herzensgüte," äußerte der Graf mit Wärme.

„Ha ha," lachte der Rittmeister, „wenn Du nicht schon verrückt bist, wirst Du es gewiß werden, mein Freund. Du sprichst von Mathildens Herzensgüte, davon hat man wol Niemand außer Dir in Deiner glücklichen Einfalt reden hören. Ich kenne den Engel und gratulire Dir, wenn Du in ihr Netz fallen solltest. — Dann wirst Du bei meiner Ehre keinen Grund haben, ihre Milde zu preisen."

„Deine Worte verrathen verwundete Eigenliebe, guter Eldner; die ihren Grund darin hat, daß sie Dich nicht beachtet."

„Meinst Du das?“ Es lag ein eigenthümlicher Ausdruck in dem Gesicht des Rittmeisters bei dieser Frage, und ein halb bittrer, halb schmerzlicher Zug umspielte seine Lippen, während er mit der Hand über seinen dunkeln, schönen Schnurrbart strich.

„Ich meine es nicht nur, sondern bin dessen sicher. Mathilde sieht Dich ja kaum an, sie vermeidet Dich, und macht durchaus kein Geheimniß aus ihrer Abneigung gegen Dich.“

„Es lohnt sich wirklich nicht der Mühe, von uns Beiden zu sprechen. Aber als Dein Freund fühle ich mich verpflichtet, Dich zu warnen, und möchte Dich bitten, diese Schlange zu fliehen, wenn Dir Deine Ruhe lieb ist.“

„Du liebst sie selbst, das ist der Grund, weswegen Du Dir wegen meiner Ruhe Sorgen machst,“ rief der Graf heftig.

„Ich und Mathilde lieben?“ rief der Rittmeister in Lachen ausbrechend.

„So nenne mir denn ihre Fehler.“

„Um die anzuführen, bedürfte ich eines ganzen Menschenlebens, aber einige will ich doch erwähnen. Nachher werde ich Dich bitten, mir nur eine einzige wirklich gute Eigenschaft dagegen zu nennen; wenn Du dazu im Stande bist, würde ich Dir wirklich dankbar sein.“

„Du bist unerträglich, ich darf Dir nicht länger zuhören,“ sagte der Graf, indem er seine Mütze nahm und das Zimmer verließ.

„Der arme Junge ist schon ganz verblendet,“ rief der Rittmeister, indem er seine Cigarre fortwarf, und brummend begann, sich zu entkleiden.

Einige Monate später fand in der benachbarten Stadt

H. ein Ball statt; es war der letzte für dies Jahr und alle Notabilitäten sollten daran theilnehmen.

„Deine Cousine kommt sehr spät," äußerte der Graf mit sichtlicher Ungeduld.

„Das pflegt sie stets zu thun. — Ihr Auftreten würde sonst nicht genügend bemerkt werden," antwortete der Rittmeister, indem er die versammelten Damen durch seine Lorgnette betrachtete.

In demselben Augenblick wurden die Doppelthüren aufgeschlagen und auf der Schwelle erschien eine blendend schöne Frau von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, deren ganzes Wesen den Stempel der bezaubserndsten Liebenswürdigkeit und Anmuth trug. Es lag etwas unwiderstehlich Warmes und Mildes in dem Glanz ihrer braunen Augen; um ihre Lippen spielte ein Zug von Güte und innerer Zufriedenheit. Ihre schneeweiße klare Stirn, die von glänzendem schwarzen Haar umgeben war, schien unfähig, einen unreinen oder unedlen Gedanken zu verbergen. Sie war groß und schlank und wußte sich mit Leichtigkeit zu bewegen.

Sie wurde von einem älteren Herren mit kalten, stolzen Zügen, sowie von einer etwas älteren Dame begleitet, die in jeder Beziehung so weit hinter ihr zurückzustehen schien, daß der Blick unwillkürlich an ihr vorübereilte, ohne den stillen Frieden, der sich in ihrem Gesichte ausprägte, zu bemerken. Diese Züge waren nicht schön, aber sie verriethen Verstand und Herz. Sie war klein, hatte blonde Haare und blaue Augen mit einem milden, klugen Ausdruck.

„Ach sieh, wie schön sie ist," rief der Graf mit einem Blick auf die Eintretenden.

„In der That, Mathilde sieht heute Abend bezaubernd aus," sagte der Rittmeister; und beide Herren begrüßten die Angekommenen, indem sie sich ihnen näherten.

Frau Mathilde Remmer beantwortete den Gruß mit einem

verbindlichen Lächeln gegen den Grafen und einem hochmüthigen Blick auf den Rittmeister. In der Tiefe des Auges lag doch hinter dem Stolz Etwas, das einer unruhigen Frage ähnlich sah, da aber der Rittmeister den Blick mit eisiger Kälte erwiderte, verbreitete sich ein Rosenschimmer über ihr Gesicht, während sie sich beeilte, eine Frage des Grafen zu beantworten.

Der Rittmeister wandte sich an ihre Begleiterin, die ihre Stiefschwester war.

„Denkst Du heute Abend zu tanzen, Marie?" fragte er in gleichgültigem Tone.

„Natürlich, wenn ich dazu aufgefordert werde," antwortete Marie mit feinem Lächeln.

„Das war ein höflicher Wink für mich, um den ersten Walzer anzuhalten."

„Durchaus nicht; denn dazu bin ich schon engagirt."

„Dann waren ja Deine Worte: wenn ich dazu aufgefordert werde, eine gewöhnliche Prahlerei, wie sie den Damen eigen ist!"

„Nimm es, wie Du willst, lieber Carl; das ist mir völlig gleichgültig."

„Wieder eine Unwahrheit, Marie, denn es ist Dir durchaus nicht gleichgültig, was ich von Dir denke, oder sage; aber es wäre zu bewundern, wenn Du nicht in der Schule, worin Du aufgewachsen bist, gelernt hättest, die Hauptleidenschaft des Weibes zu entwickeln, nämlich den Hang: sowohl im Großen wie im Kleinen zu betrügen."

„Und Du hast während des Garnisonlebens vergessen, was man mit Recht von einem gebildeten Manne fordern kann; aber das ist wahr, Du machst nur Anspruch darauf — Soldat zu sein;" sagte Marie mit einem eigenen satyrischen Lachen.

„Und das rechne ich mir zur Ehre. Doch wozu der

Streit; auf jeden Fall werde ich die erste Française mit Dir tanzen."

In seinem Tone lag fast Geringschätzung, aber Marie antwortete mit der vollkommensten Gleichgültigkeit:

„Der schweren Pflicht bist Du überhoben, denn auch zur ersten Française bin ich schon engagirt."

„Um es kurz zu sagen, bist Du vielleicht schon für den ganzen Abend engagirt."

„Das könnte möglich sein."

„Aber weshalb sagtest Du dann: im Fall?"

„Ich finde wirklich kein Vergnügen daran zu beichten."

„Darf ich's erklären?"

„Mit Vergnügen."

„Du wolltest mich zwingen, Dich aus Höflichkeit aufzufordern, um des Vergnügens willen, mir abschlägige Antwort zu geben."

„Dich zur Höflichkeit?" Marie sah ihn ironisch an, — „Nein, solch' thörichter Gedanke kam mir nicht in den Sinn, ich befasse mich nicht mit Unmöglichkeiten;" sie wandte sich ab und grüßte einige andere Bekannte.

Der Rittmeister wandte sich mit einem etwas zweideutigen Lächeln zu Mathilde. — „Guten Abend, schöne Cousine, ohne Zweifel bist Du auch schon für den ganzen Abend engagirt, da so viele Brocken von Deinem Ueberfluß auf Deinen Schatten gefallen sind."

Mathilde wechselte die Farbe, aber Marie schien diese neue Beleidigung, obgleich sie laut ausgesprochen wurde, nicht gehört zu haben.

„Weshalb fragst Du danach? Beabsichtigst Du mich vielleicht aufzufordern," sagte Mathilde, und warf einen forschenden Blick auf den Rittmeister.

„Du antwortest mit zwei Fragen. Erlaube, daß ich um eine einfache Antwort bitte."

„Ich habe nur den letzten Walzer frei." Mathildens Stimme zitterte leise.

„Ist das möglich?"

Ein junger Baron näherte sich in diesem Augenblick der jungen Frau, und nachdem er gegrüßt, äußerte der Rittmeister:

„Benutzen Sie Ihr Glück, Herr Baron, meine Cousine hat einen Walzer frei." Darauf wandte er sich auf dem Absatz um und verschwendete im nächsten Augenblick die ausgesuchteste Artigkeit an eine in der Nähe sitzende Dame.

Mathilde sandte ihm einen Blick des tiefsten Haßes nach; während sie mit zerstreuter Miene auf die Artigkeiten des Barons lauschte.

Der Rittmeister tanzte den ganzen Abend, und fast mit Allen, außer mit seinen Cousinen. Er zog durch seine Schönheit die Aufmerksamkeit aller Damen auf sich. Dabei war er artig und verbindlich gegen alle diese Damen, so daß manches Herz seinetwegen schneller schlug. — Graf Thorenhjelm dagegen sah nur Mathilden.

Als der letzte Walzer gespielt wurde, näherte sich der Graf Mathilden.

„Es war dieser Tanz, den Sie mir gütigst bewilligten," äußerte er.

„Habe ich Ihnen diesen Tanz versprochen? Ach, das hatte ich vergessen, dem Baron G. gab ich auch mein Wort für denselben."

„Aber ich habe das erste Versprechen!"

„Das ist wahr, aber auf jeden Fall beabsichtige ich, ihn nicht zu tanzen, und vermeide demnach, Einem Unrecht zu thun," sagte sie mit verführischem Lächeln, indem sie dem Grafen einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. — Der junge Mann schwieg und nahm den freien Platz neben Mathilden ein. — Der Baron dagegen ging unzufrieden fort, nachdem er ihren Entschluß gehört hatte.

„Gedenken Sie den Sommer bei Oberst Eldner auf Ljungstahof zuzubringen, gnädige Frau?“ fragte der Graf.

„Meine Tante hat mich eingeladen, dort zu verweilen, bis die Reparationen auf Rosersberg fertig sind.“

„Welches Glück für mich!“

„Was meinen Sie damit?“

„Der Oberst hat die Güte gehabt, mich auch einzuladen, und ...“

„Da werden wir recht vergnügt sein den Sommer über,“ sagte Mathilde, die in diesem Augenblick den Rittmeister kommen sah.

„Weshalb? wenn ich fragen darf,“ äußerte Letzterer.

„Weil wir die Gesellschaft des Grafen auf dem Lande genießen werden.“

„Das kann für Dich recht angenehm sein — was aber Thorenhjelm anbetrifft, so muß ich es bezweifeln.“

„Du meinst wol das Gegentheil,“ fiel der Graf ein.

„Ich spreche nie in Räthseln. — Aber Mathilde, Du versprachst mir ja diesen Walzer,“ sagte er, sie scharf fixirend. — Sie erröthete und wandte den Kopf ab mit den Worten:

„Ich tanze heute Abend nicht mehr.“ — Einige Minuten später saß sie im Wagen, ein Raub der leidenschaftlichsten Aufregung.

Einen Tag nach dem eben erwähnten Balle führen wir unsern Leser in Mathildens stattliche Wohnung in einer der Hauptstraßen in X. Gegen zwölf Uhr finden wir die junge Frau in einem hübschen Salon auf dem Sopha liegen. — Wir würden Mühe haben, die frische lächelnde Königin des Balles wieder zu erkennen, so entstellt sind diese bildschönen Züge durch den Ausdruck des Zorns. — Wenigstens sollte man

erwarten, unsere Heldin in einem reizenden Negligée zu finden; aber auch hierin wird man getäuscht. Sie ist in einen verblichenen, schmutzigen, seidenen Shawl gehüllt; das Haar ungekämmt, und voll von Papillotten, die Füße steckten in einem Paar alter niedergetretener Schuhe, und das ganze Aeußere trägt den Stempel der Vernachläſſigung. Auf dem Sopha liegen einige Modenjournale hin und hergestreut, in denen sie blättert. Ein junges Mädchen, der sie heftige Vorwürfe macht, steht mit betrübter Miene vor ihr.

„Du bist die nachläſſigste Kammerjungfer, die man sich denken kann. — Du hattest mich gestern ganz abscheulich gekleidet; so schlecht, daß ich mich wirklich schämen mußte. — Du mußt aus meinem Dienst, dergleichen dulde ich nicht. — Nun, Du schweigst? — Kannst Du nichts zu Deiner Entschuldigung sagen?“ rief Mathilde, indem sie ein Modejournal weit hinschleuderte.

„Ach, gnädige Frau, ich meinte, daß ich mein Bestes gethan hatte, und Alle hier im Hause sagten, daß Sie schön und elegant aussähen und ...“

„Und Du wagst gar, Dich zu entschuldigen, glaube ich?“ — Mathilde sprang auf und flog mit funkelnden Augen und erhobener Hand gegen das Mädchen.

In diesem Augenblick ging die Thür auf und der Rittmeister zeigte sich auf der Schwelle, er sagte lachend:

„Gestern glänztest Du wie ein Stern auf Dem Balle; aber heute kann man Dich in einem andern Glanze erblicken.“

„Guten Morgen, Lisette! Danke Gott und mir, daß Du der Ohrfeige entgingst, und begnüge Dich mit Dem, was Du schon bekommen hast.“

Lisette zögerte nicht, das Zimmer zu verlassen, Mathilde und der Rittmeister waren allein.

„Was willst Du? — Weshalb drängst Du Dich unangemeldet ein? — Und warum mischest Du Dich in meine Ange-

legenheiten? — Du siehst ja, daß ich noch im Negligée bin und also Dein Besuch unpassend ist."

„Und daß Du in vollem Zorn bist — daß sehe ich wol, aber ich bin nicht furchtsam, und daß Du noch im Negligée bist, hat nichts zu bedeuten. — Du weißt, daß ich mich durch Deine Maske nicht mehr täuschen lasse."

Mathilde wurde glühend roth vor Verdruß, sie hätte einen Theil ihres Lebens dahin gegeben, daß sie wenigstens gekämmt gewesen wäre, als sie bemerkte, daß der höhnende Blick des Rittmeisters abwechselnd ihr unordentliches Haar, ihre schlechte Kleidung und ihre Füße streifte. Thränen der verletzten Eitelkeit drangen in ihre Augen, als sie fragte:

„Was hat Dich hergeführt?"

„Dieser Brief von meiner Mutter an Dich, welchen Du wol gefälligst gleich beantwortest, ich reise in einer Stunde nach Ljungstahof."

Mathilde nahm den Brief und wollte das Zimmer verlassen.

„Du brauchst den Salon nicht zu verlassen, ich gehe gleich und muß Dich bitten, mir Deine Antwort hinzuschicken."

Der Rittmeister näherte sich der Thür, um hinaus zu gehen, wandte sich aber noch einmal um und sagte: — „Wenn Du noch etwas hast, was einem Herzen ähnlich sieht, so spiele nicht mit Thorenhjelms Ruhe, er ist ein allzu gefühlvoller und guter Mensch, als daß er auf Kosten seines Glücks zu Deinem Zeitvertreib dienen sollte. — Was hast Du mir hierauf zu antworten?"

„Nichts," sagte sie mit finsterem Blick, „den Brief werde ich Dir zuschicken;" damit verließ sie das Zimmer.

„Schlange," murmelte der Rittmeister, während er sich entfernte.

Als Mathilde sich allein befand, stampfte sie wüthend auf den Boden, warf sich wie ein eigensinniges Kind mit einem unterdrückten Schrei auf's Sopha und fuhr sich in die Haare. Einige Augenblicke später klingelte sie heftig; Lisette zeigte sich mit ängstlicher Miene in der Thür.

„Wo ist Fräulein Marie?" fragte Mathilde heftig.

„Auf ihrem Zimmer."

„Ich will sie sprechen. — Das ist doch abscheulich, daß Die, welche von meiner Gnade leben, den ganzen Tag schlafen sollen."

„Weshalb stehst Du noch da und sperrst das Maul auf? Geh' und rufe sie her!" Die letzten Worte wurden mehr geschrieen, als gesprochen. Lisette eilte hinaus.

Während dessen war der Rittmeister eine Treppe höher hinauf gegangen, öffnete dort eine Thür und blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, indem er sich im Zimmer umsah. Es war ein kleines, sehr einfach möblirtes Gemach, wo man angenehm durch den warmen Sonnenschein und Blumenduft überrascht wurde. Es gränzte an ein anderes, wo eine jugendliche und heitere Stimme eine muntere Weise sang. Der Rittmeister ging zur Thür, von wo der Gesang kam, und warf einen Blick in's Zimmer. Am Fenster saß Marie, sehr einfach, aber geschmackvoll gekleidet, und arbeitete. Das blonde Haar fiel in glänzenden Locken um den Kopf herum. Der Rittmeister dachte: „Wie schade, daß sie und Ebba diesem falschen Geschlechte angehören. — Laut äußerte er dann:

„Guten Morgen, Marie! Wie Du heiter bist, Deine Heiterkeit rührt wol daher, weil Du weißt, daß Mathilde zornig ist?"

„Was um Gotteswillen willst Du?“ fragte Marie.

„Ihr Frauen seid immer mit Fragen bei der Hand, um die Antworten zu ersparen. Sei doch so gut, diese schlechte Gewohnheit einmal aufzugeben.“

„Worauf sollte ich antworten?“

„Auf meine Frage, natürlicher Weise.“

„Ob ich froh wäre, über Mathildens Zorn?“

„Gerade darauf!“

„Ich wußte nicht, daß sie bei schlechter Laune war, wir haben uns heute noch nicht gesehen.“

„Da wußtest Du es gewiß vermittelst des Ahnungsvermögens, denn weniger schöne Damen sind stets froh, wenn die schönen sich unglücklich fühlen.“

„Glaubst Du das?“

„Davon bin ich überzeugt.“

„Erfahre ich nun endlich, was Dich hergeführt hat?“

„Meiner Mutter Wunsch, daß Du folgende Einkäufe für sie machen sollst,“ er reichte ihr eine Liste; — „und außerdem meine Neugierde, zu sehen, wie Dir der Ball bekommen ist. — Adieu.“ Der Rittmeister ging.

„Pfui, wie der Mann grob ist!“ dachte Marie, „und doch kann er so gut und theilnehmend sein gegen Den, der seiner bedarf.“

„Fräulein, Fräulein, die gnädige Frau will mit Ihnen sprechen, sie ist sehr verdrießlich,“ rief Lisette, und damit eilte sie wieder fort, um gleich zu berichten, daß sie dem Rittmeister in des Fräuleins Vorzimmer begegnet sei; um sich dadurch bei ihrer Gebieterin wieder einzuschmeicheln.

Mit bekümmerter Miene legte Marie ihre Arbeit weg, um dem Rufe zu folgen. Als sie die Salonthür öffnete, wurde sie von folgendem Wortschwall empfangen:

„So geht es, wenn man sich eine arme Schwester aufbürdet. — Findest Du es anständig, daß Du auf Deinem

Zimmer Herrenbesuche empfängst? —, und um selbst in Ordnung zu sein für solchen Zweck, vernachlässigst Du mich; aber dergleichen werde ich nicht dulden. — Du bist jetzt bei mir und in meinem Hause, ich verlange daher, daß Du beobachtest, was sich paßt und nicht paßt — verstehst Du?" Marie begegnete diesem Sturm mit der größten Ruhe, und wir verlassen die beiden Schwestern, um uns näher mit ihren Verhältnissen bekannt zu machen.

Baron Remmer, der Vater beider Damen, war zwei Mal verheirathet gewesen, das erste Mal mit einem Mädchen von sehr vornehmer Familie, aber ohne alles Vermögen, mit dem er, da er selbst keine große Reichthümer besaß, sehr einfach, aber außerordentlich glücklich gelebt hatte. Nach einigen Jahren starb die junge Frau, nachdem sie ihrem Manne eine Tochter (Marie), geschenkt hatte. — Daß der Baron, ein Mann in seinen besten Jahren, mit vortheilhaftem Aeußern, sich nicht einer ewigen Trauer hingab, darf man ihm nicht verdenken. Schon im ersten Jahre nach dem Tode seiner Frau faßte er Neigung für ein junges Mädchen, die ebenfalls von Adel war; er war selbst ein zu strenger Aristokrat, als daß er sich weder durch Schönheit noch durch Reichthum zu einer Mesalliance hätte verleiten lassen sollen. Anderthalb Jahr nach dem Tode der ersten Frau wurde die Hochzeit mit der recht vermögenden Braut gefeiert.

Die kleine Marie bekam also schon im Alter von zwei Jahren eine Stiefmutter; und dazu eine gefährliche Rivalin mit Rücksicht auf die väterliche Liebe; was um so schlimmer wurde, da die junge Baronin im nächsten Jahr selbst eine Tochter bekam.

Der Baron hatte zwei Schwestern, deren eine mit einem Oberst Eldner und die jüngere mit einem Baron Sträle, einem vertrauten Jugendfreunde des Barons verheirathet war. — Sträle liebte Luxus und Glanz; und seine Frau, jung und

unerfahren, genoß, was das Leben ihr bot, ohne sich um die pecuniären Verhältnisse ihres Mannes weiter zu bekümmern. Eine kleine liebliche Tochter Ebba erhöhte ihr Glück, und beide Gatten genossen im vollen Maße die Freuden, welche das Leben bietet, bis nach einigen Jahren der Baron, der schon als unverheiratheter Mann einen großen Theil seines Vermögens verbraucht hatte, zu seinem Schrecken entdeckte, daß er völlig ruinirt sei. Solche Entdeckung ist bitter für Jeden, aber um so gefährlicher für einen jungen Mann, der nie gelernt hat, selbst für sein Fortkommen zu sorgen, sondern nur gewohnt ist, das Leben zu genießen, ohne je daran zu denken, daß das Geld zu Ende gehen könnte; für einen solchen Menschen ist die Armuth schrecklicher, als der Tod. Wie soll er seine Familie jetzt ernähren, ihm fehlt völlig Lust und Muth dazu. — Ohne seine Frau von seinen Vermögensverhältnissen in Kenntniß zu setzen, äußerte der Baron bloß den Wunsch, daß sie zu ihrem Bruder, dem Baron Remmer, reisen wollten.

Dort angekommen, bat er seinen Schwager, ein Vater für seine Tochter und eine Stütze für seine Frau zu werden; ihm selbst blieb kein anderer Ausweg, als Schweden zu verlassen. Mit dem, großen Seelen eigenen Edelmuthe erbot Baron Remmer sich, die Verhältnisse seines Schwagers zu ordnen, und bat ihn, während der Zeit mit Frau und Kind bei ihm zu wohnen. Sträle, der recht gut wußte, daß das Vermögen des Barons nicht groß war, schüttelte den Kopf zu diesem Vorschlage. — Am Abend nach diesem Gespräch, nachdem der Baron mit warmer und herzlicher Freundschaft versichert hatte, daß er ein Vater für die kleine Ebba sein wolle, nahm Sträle seine kleine vierjährige Tochter in seine Arme und überhäufte sie und seine Frau mit allen möglichen Liebkosungen, wie man sie theuern Wesen beim Abschiede zu erzeigen pflegt. — Er sagte, daß er am andern Morgen früh auf die Jagd wolle.

Bei seinem Erwachen am andern Morgen empfing der Baron Remmer folgenden Brief:

„Wenn Du dies liesest, theurer Freund, habe ich aufgehört zu sein. Du wirst meinen todten Körper im Holze in der Nähe des Jägerhauses finden. — Ich wünsche, daß meine arme Frau in Unwissenheit über mein trauriges Schicksal bleibe, und daß es den Schein eines unglücklichen Zufalls bekäme. Du wirst meine Handlungweise feig nennen, und darin hast Du recht, denn ich entbehre allen Muth, mit dem Schicksal zu kämpfen. — Ich verlasse mich auf Dein edelmüthiges Versprechen, so viel wie möglich die Last zu erleichtern, welche ich durch meinen Leichtsinn meiner Frau und meinem Kinde aufgebürdet habe. — Sei wo möglich meiner kleinen Ebba, was ihr unglücklicher Vater ihr hätte sein sollen.

Dein bis in den Tod ergebener und dankbarer Freund

Albert Sträle."

Was auch der Baron that, um das unheimliche Ende seines Jugendfreundes zu verbergen, so fing doch, als allmählich der unglückliche Stand seiner Verhältnisse bekannt wurde, jeder an, die Wahrheit zu ahnen. Die erste, welche in ihrer tiefen Trauer von dieser Ahnung ergriffen wurde, war seine arme Frau, die ihrem Manne schon nach einem halben Jahre in's Grab folgte. Die kleine Ebba stand nun allein, ohne Eltern, ohne Vermögen, nur auf die Liebe ihres Onkels angewiesen. Wir wollen nun sehen, wie Leonore, die junge Gattin des Barons, ihre dreifachen Pflichten, als Mutter, Stiefmutter und Pflegemutter auffaßte.

Leonore liebte ihren Mann herzlich und Ihr Kind mit einer an Abgötterei grenzenden Einseitigkeit. Für sie gab es nur diese beiden Wesen und alles Andere, was die Aufmerkmerksamkeit oder gerade die Theilnahme ihres Mannes erregte, betrachtete sie als ein Hinderniß ihres Glücks. Schon ehe das

Unglück mit Sträle eintraf, hatte Leonore mit einem gewissen Neid ihre kleine Stieftochter betrachtet. Die unbedeutendste Liebkosung, welche der Vater diesem Kinde widmete, erschien ihr als ein Raub an ihrem Kinde. Leonore war im Grunde sehr gutmüthig, aber ihr Egoismus verleitete sie doch oft zu Schlechtigkeiten gegen Andere. — Die kleine Marie wurde also sehr zurückgesetzt, und ihre guten Eigenschaften blieben unbeachtet, während Mathilde schon vom zartesten Alter an, als ein Muster von Klugheit und Liebenswürdigkeit dargestellt wurde. Mariens kleinste Fehler wurden dagegen so strenge gerichtet, daß der Baron endlich zu der Ueberzeugung kam, sie sei mit einer Menge Launen, aber mit wenig guten Eigenschaften begabt. Seine Liebe für das Kind wurde allmälig kälter und kälter, und wandte sich schließlich ganz zu der kleinen reizenden Mathilde. Sie wurde sein Augenstern, sein Stolz und sein kostbarstes Kleinod, während Marie ihm nur ein Wesen war, welches er pflichtmäßig versorgen und erziehen mußte. So war Marie acht, und Mathilde fünf Jahr alt geworden, als die kleine Ebba kam und neue Unruhe in dem eifersüchtigen Mutterherzen erregte, und dies um so mehr, da sie wegen ihres traurigen Schicksals im Verein mit ihrer Lebhaftigkeit und Freundlichkeit, seit des Vaters Tode ein besonderer Günstling des Barons wurde.

Der Baron hatte ausdrücklich erklärt, daß es sein Wille sei, daß sie in allen Dingen wie Mathilde behandelt werden sollte. Wie Marie behandelt wurde, machte ihm keine Sorge, denn diese hatte schon von Kindheit an diesen verschlossenen und geduldigen Character, der jede Zurücksetzung geduldig ertrug; sie war immer bereit, sich für Mathilde aufzuopfern, da sie sah, wie theuer diese den Eltern war.

Wenn ihre Umgebung sie vernachlässigte, zog sie sich ohne ein Wort der Klage in sich selbst zurück.

Von der Zeit, wo Ebba in's Haus genommen wurde,

erhob sich ein fast ununterbrochener Streit, zwischen dem Baron und seiner Frau. — Letztere sah nur die Fehler des Kindes und der Baron wollte nicht davon sprechen hören.

Die Baronin wurde traurig und leidend und sah schon im Geiste Ebba im Besitz aller väterlichen Liebe, die doch allein Mathilden zukam, sie begann bald, die kleine Waise, die in ihrer kindlichen, anschmiegenden Weise unaufhörlich an dem Baron hing, zu hassen. Sie ging in ihrer übermäßigen Besorgniß so weit, ihre heranwachsende Tochter, die schon damals sehr verzogen war, in ihre Furcht einzuweihen und ihr Ebba als ein Hinderniß ihres Glückes darzustellen. Diese wurde bald von Neid gegen Ebba völlig eingenommen; — die Bemühungen der Mutter, ihr allein das Herz des Vaters zuzuwenden, wurden allmählich von ihr verstanden. Sie that daher Alles, um dem Vater zu gefallen, und seinen Wünschen zu entsprechen. Dies unausgesetzte Bemühen, sich vortheilhaft zu zeigen und dem Vater zu gefallen, erzeugte zwei gefährliche Eigenschaften bei dem Kinde: erstens das Talent auf natürliche und leichte Weise jede Rolle zu spielen, Tugenden zu heucheln, welche sie nicht besaß, und zweitens die Kunst, dies Talent zu ihrem Vortheil zu benutzen. In Folge dessen wurde ihre Hauptleidenschaft: eine unüberwindliche Gefallsucht. Aber neben diesem Fehler war gleichwohl Ein reines und wahres Gefühl bei dem Mädchen ausgebildet: die Liebe zum Vater. Sie sah seit ihrer zartesten Kindheit in ihm ein über alle Anderen erhabenes, hohes und edles Wesen, der ganz besonders auf die Liebe und Ehrfurcht Aller Anspruch zu machen berechtigt war. — Der Baron war aber auch durch seinen edlen Stolz, seine Festigkeit, seine Gerechtigkeit, sein warmes Herz und sein zugleich so strenges und unbeugsames Ehrgefühl geeignet, Liebe und Achtung einzuflößen. Mit einer unbeweglichen Strenge gegen sich selbst in Allem, was die Gesetze der Ehre betraf, verband er eine fast romantische Achtung vor seinem Namen und seiner Stellung.

Alle seine Handlungen trugen das Gepräge der Ritterlichkeit, aber dies Zartgefühl für Alles, was einen Schatten auf seine Ehre werfen konnte, verlangte er auch von seiner ganzen Umgebung. Selbst einer großen Selbstbeherrschung fähig, sah er jeden Ausbruch zügelloser Heftigkeit oder Uebereilung als einen Fehler an, der nie bei den Mitgliedern der höheren Stände vorkommen dürfe. — Wenn daher die kleine Mathilde wild und zornig mit dem Fuße stampfend bei ihrer schwachen Mutter ihren Willen durchzusetzen versuchte, und diese die Schritte des Vaters in der Nähe hörte, nahm sie das Kind in ihre Arme und versprach ihr Alles, unter der Bedingung, daß sie sich artig zeige, wenn der Papa herein käme. Die Thür wurde geöffnet und der Vater sah nur sein sanftes, freundliches Kind, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß dies Kind noch vor einem Augenblick einer Herrin geglichen hatte, und vor ihm nur eine einstudirte Rolle spiele. Wenn der Vater weg war, überließ Mathilde sich von Neuem ihrer wilden, zügellosen Laune.

Einst hatte eine Dienerin über das kleine Mädchen geklagt, und der Vater bestrafte sie, aber die Mutter schickte die Magd aus dem Dienst, die sich unterstanden hatte, ihre Tochter zu verklagen. — Außerdem gewöhnte Mathilde sich, Marie als ein Wesen zu betrachten, das nur da wäre, ihr zu dienen, und ihre übele Laune zu ertragen. Denn Marie ertrug Alles, ohne dem Vater je ein Wort zu sagen. Sie liebte ihren Vater unendlich, und hätte sich lieber Allem andern unterworfen, als ihm den Kummer bereitet, zu entdecken, daß sein kleiner Abgott etwas ganz Anderes sei, als er sich vorstellte.

Ebba dagegen, die durchaus nicht geneigt war, sich für Mathilde zu opfern, dabei auch ihre eigenen Launen hatte, und sich vom ersten Augenblick an mehr zu Marie hingezogen fühlte, eilte bei Mathildens boshaften Ausfällen zum Onkel und beklagte sich. Die Folge hiervon war wohl zuweilen eine Züchtigung für Mathilde, die jedoch nur den Unwillen der Baronin gegen

Ebba, welche dies veranlaßt hatte, steigerte. Ebba wurde nachher von Leonore in besondere Ermahnung genommen, und mit harten Strafen bedroht, wenn sie wagen sollte, wieder über Mathilde zu klagen. So ging ein Jahr nach dem andern in fortwährenden Kämpfen hin. Die Oberstin, die bei gelegentlichen kurzen Besuchen einen Blick in die Verhältnisse gethan hatte, erbot sich, Ebba zu sich zu nehmen, aber der Baron wollte nichts davon hören. Er hatte gelobt, Ebba ein Vater zu sein; und das wollte er auch bleiben.

Ein altes Sprichwort sagt: Der Frauen Wille ist Gottes Wille, und die Wahrheit dieses Sprichworts bewies auch die Baronin Leonore, denn schließlich gelang es ihr doch durch unaufhörliche Klagen über Ebba's schlechten Character, die Liebe des Barons ziemlich abzukühlen, obgleich er doch noch immer sehr an dem Kinde hing. So war Mathilde vierzehn und Ebba dreizehn Jahr alt geworden, als Eleonorens Bruder, ein Graf Hjelm, der sich mehre Jahre in England aufgehalten hatte, einen Besuch bei seiner Schwester machte. Während seines Aufenthaltes im Hause beschäftigte er sich viel mit den drei heranwachsenden Mädchen, und suchte ihren Character kennen zu lernen. Er erkannte bald die unrechte Handlungsweise seiner Schwester, und machte ihr ernste Vorstellungen, aber dies hatte nur zur Folge, daß Ebba, die dem Grafen besonders gefiel, um so viel mehr von ihrer Pflegemutter gehaßt wurde.

Eines Abends erhielten die Kinder Erlaubniß, unter Aufsicht ihrer Gouvernante auf den See zu fahren, um zu fischen. — Ebba war so glücklich gewesen, viele Fische zu fangen, was Mathilde, die gar keine gefangen hatte, so verdroß, daß sie alle Fische, die Ebba gefangen hatte, wieder in's Wasser warf. Ebba, die sich sehr über ihren Fang gefreut hatte, wurde natürlich betrübt und begann zu weinen.

„Pfui, Mathilde, wie schlecht bist Du, das sollte Vater

wissen," rief Marie unwillkürlich, als sie Ebba's Kummer sah.

„Ich brauche von Dir keine Vorwürfe anzunehmen," schrie Mathilde, und schleuderte das Netz mit solcher Heftigkeit gegen Marie, daß sie ihr damit in's Auge schlug. „Du unterstehst Dich nicht zu klagen," fügte sie hinzu, „denn dann klage ich bei Mutter."

„Aber wenn ich mich selbst unterstehe zu klagen?" rief Ebba heftig.

„Das solltest Du nur wagen, Du, die Du Gnadenbrod bei meinen Eltern ißest, dann würde Mutter Dich aus dem Hause werfen, denn Du bist doch nur eine Bettlerin, Du . . ."

Mehr vermochte Mathilde nicht zu sagen, bevor Ebba's Hand mit einem klatschenden Laut auf ihre Wange fiel. Ganz außer sich stürzte Mathilde auf sie zu und bei dem heftigen Stoß verlor Ebba das Gleichgewicht und stürzte in's Wasser, wobei sie sich im Schreck an Mathilde klammerte und diese mit hinunterzog. Den Ruderern gelang es, die Beiden wieder herauszuziehen; sie wurden natürlich nun gleich ganz durchnäßt nach Hause gebracht. Die Baronin bekam Convulsionen und wußte die Sache nachher so darzustellen, daß Mathilde ganz rein dastand. Die Gouvernante wagte der Baronin nicht zu widersprechen, und Marie's und Ebba's Erzählungen wurden künstlich zusammengewebte Lügengeschichten genannt. Der Baron wurde sehr böse und befahl, daß Ebba an einem andern Tische essen sollte. Die Baronin benutzte diese Gelegenheit, ihn zu überreden, das Mädchen aus dem Hause zu geben. Sie weinte und bat, und versicherte, daß sie als Mutter keine ruhige Stunde habe, wenn sie ansehen müsse, wie Ebba durch ihre wilde, störrige Laune schädlich auf Mathildens weiche Seele wirkte. Außerdem könnte ja Ebba unter dem Einfluß ihrer Leidenschaften Mathilden ernstlich schaden.

Nachdem der Graf, Leonorens Bruder, diese schiefe Dar-

stellung der Schwester angehört hatte, sprach er ernstlich mit dem Baron, zeigte ihm die unglücklichen Folgen, welche ein längeres Verweilen Ebba's unter diesen Umständen haben könne, und erbot sich, wenn man sie ihm als Pflegetochter anvertrauen wolle, sie in England zu adoptiren, und zu seiner Erbin einzusetzen. —

Ebba's Tante, die Oberstin, vereinigte ihre Bitten mit denen des Grafen, um den Baron zu überreden, diesen für Ebba so vortheilhaften Vorschlag anzunehmen. Im Herbst folgte Ebba in einem Alter von dreizehn Jahren ihrem neuen Pflegevater nach England, mit einem Herzen voll Liebe und Dankbarkeit für den Baron und Marie. —

Vier Jahr später meldete der Graf, daß Ebba mit einem Herrn Brandis, Kapitain bei der englischen Flotte verheirathet sei. Ebba schrieb auch an ihre Verwandten, und man freute sich ihres Glückes. Zwei Jahre später starb der Graf und Ebba erbte sein zwar nicht großes, aber doch ganz ansehnliches Vermögen. Zu gleicher Zeit traf die Nachricht ein, daß sie Witwe geworden sei und beabsichtige, sich in ihr Vaterland zurückzubegeben.

Mathilde wuchs während dessen ohne irgend eine Nebenbuhlerin heran, denn Marie kam neben ihr nie in Betracht. War Mathilde schon als Kind einnehmend gewesen, so wurde sie nun als Jungfrau bezaubernd schön, und verband mit dieser Schönheit alle Reize und Verführungskünste einer vollendeten Coquette. Des Vaters Schwachheit für sie kannte nun keine Grenzen mehr. Als Mathilde ihr siebzehntes Jahr erreicht hatte, machte die Familie den Sommer über einen Besuch bei dem Schwager des Barons auf Ljungstahof. Die Söhne des Obersten, Max und Carl, waren damals auch zu Hause. Max war im königlichen Kabinet angestellt, er hatte einen ernsten, fast melancholischen Character, war dabei leidenschaftlich, zartfühlend, mißtrauisch, und in gewisser Weise eigensinnig. Carl, etwas

jünger, damals Lieutenant, später Rittmeister, hatte einen guten und aufrichtigen Charakter, verbunden mit einem heitern, lebensfrischen Sinn. Er war dienstfertig, gefühlvoll und ritterlich, hatte regelmäßige, aber mehr bewegliche als ausdrucksvolle Züge, lebhafte, seelenvolle Augen, eine männliche leichte Haltung und konnte mit allem Grund ein schöner Mann genannt werden. Das Aussehen des ältern Bruders dagegen stand mit seinem Wesen im Einklang; schwärmerische Augen, edle, feine Züge und eine fast befehlende Haltung ließen sein Aeußeres eher vornehm, als hübsch erscheinen.

Man brauchte keinen Wahrsagergeist zu besitzen, um zu prophezeihen, daß Mathilde während des täglichen Zusammenlebens mit ihren beiden Cousins, bei ihrer blendenden Schönheit und Coquetterie den Herzen der beiden jungen Männer sehr gefährlich werden würde. Carl fing gleich Feuer, liebte glühend, und gab sich seiner Passion mit der ganzen Wärme der Jugend hin. Er sah nur Mathilde, folgte ihr auf Schritt und Tritt, lauschte auf ihre geringsten Wünsche, und that mit einem Worte Alles, um ihr Herz zu gewinnen. Mathilde vertheilte ihre Gunst unpartheiisch unter beide Brüder; aber wenn sie zuweilen der Stimme ihres Herzens lauschte, so sprach dies für Carl. Max liebte Mathilde mit dieser stillen, schwärmerischen Liebe, die gerade, weil sie allen Augen verborgen gehalten wird, mit um so größerer Stärke wächst. Er war artig, zuvorkommend, zuweilen sogar herzlich gegen das junge Mädchen, aber dies war auch Alles. Seine Zurückhaltung verdroß sie, so daß sie sich vornahm, ihn zu besiegen, um ihn zu ihrem Sclaven zu machen.

Den Abend bevor die Familie reisen sollte, hatte dagegen Carl seine Liebe erklärt, und Mathilde die ihrige gestanden. Sie tauschten gegenseitig ihre Schwüre für Liebe und Treue aus und verabredeten, daß Carl, wenn er im Herbst mit ihnen in der Hauptstadt zusammentreffen würde, bei ihrem Vater um

ihre Hand werben solle. Den Tag nachher reiste der Baron mit seiner Familie ab.

Ein Monat war seitdem verflossen, als auch Max und Carl sich bereiteten, ihr Vaterhaus zu verlassen. Einige Tage vor der Abreise trat Max zu Carl in's Zimmer mit den Worten:

„Weißt Du, daß Onkel schon nach Stockholm gereist ist, und die Familie also dort vor uns eintrifft?“

„Nein, davon hörte ich nichts, als Mutter Tantes letzten Brief vorlas. Aber woher weißt Du das?“

„Von Mathilde. Ich habe heute einen Brief von ihr gehabt,“ sagte Max mit glücklichem Lächeln.

„Du hast einen Brief von Mathilde gehabt!“ rief Karl und sprang heftig auf.

„Ja gewiß. Unsere Correspondenz sollte freilich ein Geheimniß sein, aber Du als mein Bruder darfst gern darum wissen. Außerdem werden unsere gegenseitige Gefühle bald allgemein bekannt, wenn wir uns verloben.“

„Was sprichst Du da für Unsinn?“ Carl's Gesicht zog sich krampfhaft zusammen. Max richtete einen forschenden mißtrauischen Blick auf ihn, indem er sagte:

„Aber Carl, was bedeutet Deine Heftigkeit? Sollte Deine Aufmerksamkeit gegen Mathilde etwas weiter als bloße Saloncourtoisie gewesen sein? Wenn das der Fall wäre...“

„Hier handelt es sich nicht um mich, sondern um Mathilde.“ Carl preßte die Hände in einander.

„Um Mathilde? Du hast Recht.“ Max ging Carl näher und setzte mit dumpfer Stimme hinzu: „Wenn sie mit mir gespielt haben sollte — wenn sie Dich liebte — dann...“

„Was würde dann geschehen?“ rief Carl.

„Dann jage ich mir eine Kugel durch den Kopf;“ antwortete Max mit entsetzlicher Ruhe.

Carl betrachtete einige Augenblicke den entschlossenen, un-

glückdrohenden Ausdruck in des Bruders Gesicht, dann strich er mit der Hand über seine Stirn und äußerte:

„Max, diese heftigen Ausrufe und unzusammenhängenden Worte verursachen nur Mißverständnisse. Laßt uns ruhig sprechen."

„Ruhig sprechen, nachdem Deine Worte den gewaltigsten Sturm in meiner Brust wach gerufen haben? Nachdem ich an ihr und an Allem, was heilig ist, zweifeln muß?" Max faßte heftig des Bruders Arm.

„Zwischen zwei Männern müßte es gleichwohl möglich sein," sagte Carl mit gedämpfter Stimme.

Max warf sich auf's Sopha und Carl fügte hinzu:

„Sage mir jetzt, in welchem Verhältniß Du zu Mathilde stehst; nachher will ich mich erklären."

„Nein, Du mußt es erst thun, sonst würdest Du mich vielleicht betrügen."

„Diesen Argwohn hättest Du nicht aussprechen sollen, denn der beweist Zweifel an meiner Ehre und meiner brüderlichen Liebe. Ich verlange jetzt, daß Du zuerst sprichst, da Du mich beleidigt hast. Antworte mir: Liebst Du Mathilde?"

„Ja," antwortete Max mit Anstrengung.

Carl sprang auf: „Ich wußte ja nie, daß Du sie liebtest. Nun erwarte ich, daß Du mir mit Ruhe Alles erzählst, was zwischen Euch vorgefallen, damit wir als Brüder nicht Rivalen werden."

„Mag es denn sein!" Max erzählte nun, daß er einige Tage vor Mathildens Abreise ihr seine Liebe erklärt habe; sie hatte ihm geantwortet, daß sie über ihre eigenen Gefühle nicht im Klaren sei, sondern sich prüfen wolle, daß sie aber viel von ihm halte und glaube, daß sie ihn lieben werde. Max' Bitte, bis dahin ihr schreiben zu dürfen, hatte sie ohne Bedenken freundlich gewährt. Der Briefwechsel begann gleich nach der Abreise und bestärkte Max immer mehr in seiner Hoffnung, daß er geliebt sei; wenn sie ihm dies auch an keiner Stelle

in ihren Briefen bestimmt gesagt hatte, so war doch der ganze Ton in denselben der Art, daß es sehr verzeihlich war, wenn er sich für den Auserkornen ihres Herzens hielt. Carl hörte seinen Bruder mit scheinbarer Ruhe an, aber in seiner Brust wogten traurige und bittere Gefühle, die schon eine tiefe Verachtung gegen das junge Mädchen erzeugten, die jedenfalls den einen von ihnen betrogen hatte. Max schloß mit diesen Worten:

„Mathilde hat auf diese Weise bei mir eine feste Hoffnung geweckt, und durch halbe Versprechungen meine Gefühle so gesteigert, daß, wenn sie bloß mit mir gespielt, mir nichts Andres übrig bleibt, als mich vor die Stirn zu schießen. Ich liebe sie mit einer Leidenschaft, daß ich die Möglichkeit, auf sie zu verzichten und doch zu leben, nicht fassen kann."

„Sage mir, Carl, welche Versprechungen, welche Hoffnung hat sie Dir gegeben?"

„Ich habe nichts von Mathilde zu hoffen; wohl habe ich meine Gefühle für Liebe gehalten, aber ich sehe jetzt ein, daß sie mit Deiner starken Leidenschaft nicht zu vergleichen sind, und diesen Namen nicht verdienen."

Carl reichte dem Bruder mit einem traurigen Lächeln die Hand, indem er hinzufügte: „Gebe Gott, daß Du an Mathildens Seite glücklich werden mögest, in mir sollst Du nie mehr einen Rivalen finden, sondern stets nur, wie früher, einen redlichen, brüderlichen Freund." Carl drückte dem Bruder die Hand und verließ rasch das Zimmer.

Eine Woche nachher befanden sich beide Brüder in der Stadt.

„Wann denkst Du bei Onkel Visite zu machen?" fragte Max am Tage darauf, als die Brüder sich im Speisezimmer trafen.

„Heute oder morgen," war die Antwort.

Carl ging einige Stunden später, seine Verwandten zu

besuchen. Der Zufall fügte es, daß er Mathilde und Marie allein zu Hause traf.

„Ich möchte gern einige Worte mit Dir unter vier Augen sprechen,“ sagte er zu Mathilde, welche mit ihm in ein angränzendes Kabinet ging.

„Mathilde, ich komme nur, meine Erklärung, die ich Dir vor einiger Zeit machte, zurückzunehmen, und Dir Deine Gelübde von Liebe und Treue zurückzugeben;“ sagte Carl kalt.

„Was bedeuten diese Worte,“ sagte Mathilde und sah überrascht, beinahe bestürzt auf ihn.

„Sie bedeuten, daß Du entweder mit mir oder mit Max oder mit uns Beiden gespielt hast; und ich bin nicht Willens, mit mir spielen zu lassen. Liebst Du Max, so verzeihe ich Dir, aber liebst Du ihn nicht, so verlasse ich Dich.“

„Carl!“ Mathilde war sehr bleich geworden, „ich liebe Max nicht, und habe ihn nie geliebt, weil ich Dich liebe. — Ich habe nur dem Wunsche, mich verehrt zu sehen, nachgegeben.“

„Dasselbe würdest Du sicherlich auch Max antworten, wenn er nun an meiner Stelle vor Dir stände?“

„Nein, nein, ich will ihm schon heute sagen, daß Alles ein Spiel gewesen ist, daß ich Dich liebe.“

„Das sollst Du nicht,“ rief Carl und faßte Mathilde hart am Arm. „Das sollst Du nicht, weil ich Dich nicht mehr liebe, während er dagegen seine ganze Hoffnung auf Dich gesetzt hat. Du mußt seine Gattin werden, da Du so frevelhaft mit seiner Ruhe gespielt hast, oder ich werde vor der ganzen Welt sagen: Dies dem Aeußeren nach so liebenswürdige Mädchen hat eine falsche Seele, denn sie hat ihre Treue gebrochen und mit dem Herzen eines ehrenwerthen Mannes ihr Spiel getrieben. — Du hast bei Max die Hoffnung, daß er geliebt sei, erhalten, nachdem Du mir Deine Treue gelobt hattest. Ich gebe Dir daher Deine falschen Schwüre zurück, aber ich

fordere, daß Du die bei meinem Bruder erweckten Hoffnungen verwirklichst und diesem verrätherischen Spiel ein Ende machst."

Der Ausdruck in Carl's Gesicht war unbeweglich.

„O Carl," schluchzte Mathilde und faßte seine Hände, „ich will auf meinen Knieen Max um Vergebung bitten, ich will Alles thun, um meinen Fehler wieder gut zu machen, sag mir, daß Du mir verzeihst, daß Du mich noch liebst, daß Du mich nicht verstößest, daß . . ."

„Mathilde, Deine Bitten sind vergeblich. Von einem Mädchen, das schon in Deinen Jahren mit den heiligsten Gefühlen ihr Spiel treiben kann, ist nichts Gutes zu erwarten. Ich kann Dich nicht mehr lieben, meine Liebe erlosch in demselben Augenblick, als ich Dich in Deiner wahren Gestalt sah. Aber ich fordere, — verstehst Du, ich fordere, daß Du gegen Max Deinen Fehler gut machst. — Meine Achtung und mein Vertrauen kannst Du nur dadurch wieder gewinnen, daß Du meinem Bruder eine würdige und zärtliche Gattin wirst" — er riß sich von ihr und eilte fort.

Sechs Monate später wurde Max' Verlobung mit Mathilde gefeiert. Die Parthie wurde als sehr gut angesehen, denn der Oberst war sehr reich, während Mathilde nur unbedeutendes Vermögen zu erwarten hatte.

Einige Wochen nach Mathildens Verlobung trat die Baronin Remmer, begleitet von Marie und Mathilde eine Reise nach Italien an, da die Aerzte ihr wegen ihrer schwachen Brust den Aufenthalt in einem milderen Klima empfohlen hatten. Der Baron, welcher am Reichstage beschäftigt war, konnte seine Familie nicht begleiten.

Nachdem die Baronin sich ein Jahr in Neapel aufgehalten hatte, suchte Max sie dort auf. Ebba und ihr Mann waren dort mit der Familie zusammengetroffen, aber nach England zurückgekehrt, bevor Max kam. Von Neapel begab sich die Baronin, begleitet von Mathilde, Marie und Max nach Rom, wo

sie sich einige Zeit aufhielt. Dort wurde nun ganz plötzlich beschlossen, daß die Verlobten getraut werden sollten, und nachdem dies geschehen war, reiste die Baronin allein nach Pisa, — die Neuvermählten und Marie machten unterdessen einen Ausflug in anderer Richtung und trafen erst nach drei Monaten in Pisa ein. Die Gesundheit der Baronin war so geschwächt, daß sie nicht weiter zu reisen vermochte, und Alle gezwungen waren, in Pisa ihre Besserung abzuwarten.

Max liebte seine junge Frau mit jener heftigen Leidenschaft, die gewöhnlich Eifersucht und Unruhe im Gefolge hat und daher eben so viele Qualen als Freude verursacht. Er sagte oft zu Mathilde, wenn sie ihn durch ihre Launen und Kälte quälte:

„Sollte ich eines Tages zu der Ueberzeugung kommen, daß Du mich nicht liebst, und nicht der tugendhafte Engel bist, wofür ich Dich hielt, so würde ich sehr hart gegen Dich werden.“ Aber bei solchen Aeußerungen lächelte Mathilde und betrachtete ihn mit so zärtlichen Blicken, daß er sich wieder glücklich fühlte und auf's Neue zu ihren Füßen lag.

Max war seit sechs Monaten verheirathet als Carl, der auch auf Reisen war, ebenfalls nach Pisa kam. — Einige Tage nach seiner Ankunft wurde Max von einer sonderbaren fixen Idee befallen, er wollte durchaus von seiner Frau geschieden werden, und alle möglichen Versuche, ihn von diesem Entschluß abzubringen, blieben fruchtlos. Während der Zeit starb die Baronin Leonore, und ein Jahr später hatte das Gesetz das Band, was Max und Mathilde vereinigte, aufgelöst. Die geschiedene junge Frau kehrte nach Schweden zurück. Max hatte an Verstand gelitten und bestand darauf, mit seinem alten Bedienten, den einzigen Menschen, den er um sich duldete, in Italien zu bleiben. Carl's Anblick schien den schwachsinnigen Bruder nur zu peinigen, weshalb dieser, als er sah, daß er keinen Nutzen schaffen konnte, gleichfalls in sein Vaterland

zurückkehrte. Er war aber in seiner Denkweise und seinem Benehmen so verändert, daß man ihn kaum wieder erkannte. Er legte solche Verachtung gegen das weibliche Geschlecht an den Tag, daß sie gegen Mathilde, die ihrerseits Anfangs Alles gethan hatte, um ihn gegen sich günstig zu stimmen, oft in Bitterkeit überging.

Ein Erbtheil, welches Mathilde später zufiel, brachte sie in eine völlig unabhängige Stellung. Sie genoß damals die allgemeine Theilnahme wegen des Unglücks, so jung und schön von einen Manne geschieden zu sein, der wahnsinnig geworden war.

Nach diesem Ueberblick knüpfen wir den Faden unserer Erzählung wieder an.

Wir versetzen uns nach Ljungstahof, dem Gute des Oberst Eldner, wo wir Mitte Juni die ebengenannten Personen versammelt finden.

Der Oberst war ein alter fröhlicher, lebendiger Mann, der die Zeit noch nicht vergessen hatte, wo er selbst ein froher, lebensfrischer Lieutenant gewesen war. Seine Frau, Baron Remmer's älteste Schwester, war eine milde Dame mit reinem und gutem Herzen, die der Jugend gern ihre Freuden gönnte, wiewohl über ihr Wesen, seit Max den Verstand verloren hatte, eine gewisse Schwermuth ausgebreitet lag.

Ebba, die Wittwe des Baron Brandis, war seit einigen Jahren bei ihrer Tante einaccordirt, und weilte also auch auf Ljungstahof. Außerdem finden wir, während der Sommermonate Graf Thorenhjelm und Lieutenant Fries, einen Künstler und einen Ingenieur dort. Rechnet man hierzu den Besuch mehrerer reicher und liebenswürdiger Nachbarn, so kann man einsehen, daß der Aufenthalt dort sehr angenehm sein mußte.

Bald hätten wir vergessen zu erwähnen, daß sich auch ein Kind dort befand; ein Knabe, über dessen Herkunft ein gewisses Dunkel schwebte. Der Oberst hatte vor sechs Jahren bei seiner Rückkehr von Stockholm den Knaben mitgebracht, weiter wußte man nichts. Man vertiefte sich natürlich in mancherlei Vermuthungen, die alle gleich weit von der Wahrheit entfernt waren. Die Frau Kapitainin Ebba Brandis war eine einnehmende Dame, nicht schön, aber unbeschreiblich anmuthig, lebhaft und heiter. Sie hatte edle Züge, tiefe, seelenvolle Augen, die schönsten Zähne und einen schlanken, eleganten Wuchs. Sie lachte viel, tanzte gern, liebte alle Arten körperlicher Bewegung und lächelte oft über kleine Schwachheiten ihres Nächsten, aber all' dies that sie mit solcher unschuldigen Natürlichkeit, daß man es ihr unmöglich übel nehmen konnte.

Was die Schönheit anbetraf, so würde man sie neben Mathilde kaum bemerkt haben, wenn in ihrer Unterhaltung nicht so viel Witz und Geist und in ihrem ganzen Wesen soviel Anmuth gelegen hätte, daß man unwillkürlich gezwungen wurde, die Aufmerksamkeit zwischen Beiden zu theilen. — Ebba verband mit ihrem etwas exaltirten, gefühlvollen und guten Herzen eine so frohe, frische Laune, daß man wol begreifen konnte, daß sie tief und heftig unter dem Kummer leiden könnte, aber daß er doch nie ein bleibender Gast in ihrer Seele werden, und noch viel weniger ihrer Umgebung beschwerlich fallen könnte. Sie weinte am liebsten allein, und sparte Schmerz und Kummer für ihre einsamen Stunden auf. Sie theilte die Freuden gern den Anderen mit, aber den Kummer behielt sie für sich. — Ebba war damals sechsundzwanzig Jahr alt.

Nachdem wir nun die handelnden Personen geschildert haben, wollen wir sehen, mit welchen Intriguen die drei Damen sich beschäftigen; denn ohne solche können wol unbeschäftigte Evastöchter nicht lange zusammen leben. Laßt uns daher an einem schönen Juniabende in den Salon auf Ljungs-

tahof, wo wir die ganze Gesellschaft versammelt finden, eintreten.

Ebba, der Oberst und der Lieutenant lachen übermäßig, die Oberstin und Marie lächeln, der Rittmeister sieht ironisch aus, der Maler trommelt gegen die Fensterscheiben, und der Landmesser sitzt verdrießlich in einer Ecke des Salons.

Mathilde hat eine traurige Miene angenommen, und der Graf sieht nur sie.

„Es ist doch schrecklich, daß Ebba über ein Unglück so lachen kann", äußerte Mathilde mit kummervoller Stimme, während eine Thräne in ihren großen blauen Augen schimmerte.

„Es sah gar zu drollig aus, wie die Frau heruntergeflogen kam, mit den Eierkörben in beiden Händen, als wenn es ein Paar Flügel wären, und darüber brauchst Du wirklich nicht zu weinen, gute Mathilde," brach Ebba aus.

„Aber sie hätte sich im Fallen beschädigen können!"

„Unmöglich, denn sie fiel ja geradezu in die Arme des Ingenieurs," sagte der Oberst lachend.

„Aber denke doch an ihren Verlust, an alle die zerschlagenen Eier!"

„Den Verlust bekam Carl," begann sie eben wieder, auf's Neue lachend, „er mag daher die Eier bezahlen, da er in einem Augenblick mit sechs Stiegen tractirt wurde."

„Die Alte hätte sich nicht oben auf den Heudiemen setzen sollen, dann hätte sie diese romantische Fahrt nicht nöthig gehabt," meinte der Lieutenant.

„Was in aller Welt mag aber die Alte so erschreckt haben, daß sie mit solcher Fahrt heruntersetzte?"

„Das muß gerichtlich untersucht werden, Onkel," rief Ebba, und klatschte in die Hände.

„Ja, gewiß wäre es recht angenehm zu wissen, wovon die Rede ist," fiel der Oberst ein. „Ihr habt nun schon eine halbe Stunde gelacht, geschrieen und gelärmt, ohne daß ich

im Stande gewesen bin, ein einziges Wort von der ganzen Geschichte zu begreifen."

„Ich will erzählen so viel ich davon weiß," sagte der ~~Oberst.~~ Onkel —

„Herzens-Onkel, laß mich es erzählen," rief Ebba und eilte zu der Tante.

„Dann versteht Tante doch nichts davon, laß mich berichten," bat Mathilde mit sanfter Stimme.

„Nun wollen Alle erzählen und ich erfahre doch nichts, wenn der Herr Lieutenant nicht so gut ist, den Auftrag zu übernehmen," antwortete die Oberstin lächelnd.

„Nun denn, Herr Lieutenant, tragen Sie die Geschichte vor, wir sind Ihre Zuhörer," sagte Ebba, und warf sich nachlässig in einen Lehnstuhl. Dann wandte sie sich an Carl: „Wie hast Du Dich befunden nach dem Eierbombardement, mein tapfrer Ritter? — Sechs Stieg — à Stieg 24 Schillinge das macht drei Thaler. — Still, ich brauche Deine Antwort nicht zu hören, laß uns nur dem Lieutenant lauschen." Sie warf sich im Lehnstuhl zurück und nahm eine aufmerksame Miene an.

„Als wir von der Promenade zurückkamen, gingen wir am Stall vorbei," begann der Lieutenant, „der Herr Ingenieur, Carl und Herr Wall gingen etwas voraus, gerade als sie in die Nähe des Heudiemens kamen, stürzte eine Erscheinung herab, die freilich an einen Menschen erinnerte, aber zwei Flügel hatte, und jämmerlich schrie.

„Die fliegende Erscheinung stürzte sich direct in die Arme des Ingenieurs, und Carl wurde zu gleicher Zeit von einer Menge weißer Kugeln überschwemmt, die gegen seinen Kopf zerplatzten und ihn mit einem gelben Heiligenschein übergoßen, während Herr Wall einen großen Klumpen Butter auf seinen Scheitel bekam und. . ."

„Mit einem Wort, Jeder bekam sein bescheertes Theil von

der seltsamen Offenbarung," unterbrach der Oberst. „Der Antheil des Ingenieurs wäre jedenfalls der am wenigsten zu verachtende gewesen, wenn das Aussehen der Alten fünfzehn statt fünfzig Jahre angedeutet hätte."

„Ach, wenn doch die Tante die drei Ritter gesehen hätte," begann Ebba laut lachend. „Carl, gelb wie ein Canarienvogel, Herr Wall mit seiner geschmolzenen Butterkrone auf dem Kopfe, die wie ein Salböl über seine Schläfen floß, und schließlich der Ingenieur, mit dem fliegenden Engel in seinen Armen. Es war ein zu kostbarer Anblick;" die Munterkeit brach auf's Neue los.

„Nun, was weiter dann," fragte die Oberstin, die ebenfalls lachen mußte.

„Jeder ging mit Dem, was er empfangen hatte, heim; die Alte, welche der Ingenieur in der Küche ablieferte, behauptete, daß der Teufel in eigener Person ihr auf dem Heudiemen erschienen sei und sie, um seiner nähern Bekanntschaft zu entgehen, nicht wußte, was sie that."

„Ich für meinen Theil muß gestehen, daß ich das Ereigniß eher betrübend als lächerlich finde," äußerte Mathilde, „denn die Alte ist eine arme Käthnerfrau, und wollte sich mit ihren Eiern zur Stadt begeben."

„Die gnädige Frau hätte ganz Recht," meinte der Graf, „auch hätte die Alte sich verletzen können, wenn nicht. . ."

„Wenn des Ingenieurs Arme ihr nicht offen gestanden hätten," fiel der Oberst ein. „Ich möchte darauf wetten, daß manche junge gern an ihrer Stelle gewesen wäre."

„Aber nun, nachdem wir gelacht und uns amüsirt haben, sollten wir daran denken, ihr einen Schadenersatz zu geben, und uns nach der eigentlichen Veranlassung umsehen," sagte die Oberstin.

„Das Erstere magst Du thun, das Letztere nehme ich auf mich," sagte der Oberst, indem er lachend hinausging.

Mathilde schlug eine allgemeine Sammlung für die verunglückte Eierhändlerin vor. Der Graf unterstützte gleich den Vorschlag und die andern Herren gaben natürlich auch ihre Zustimmung.

„Nein, gute Mathilde, das ist allzu unbillig, daß wir Andern Eier und Butter bezahlen sollen, wovon wir nichts gehabt haben. Meiner Meinung nach muß Carl die Eier, Herr Wall die Butter bezahlen, und der Herr Ingenieur muß geben, was die Umarmung unter Brüdern werth sein mag. Ich gebe bestimmt keinen Pfennig. Komm, Marie, wir wollen uns nach dem Gespenst umsehen." Sie verließ mit Marie den Salon.

Mathilde ging mit der Oberstin hinaus, nachdem sie diese in einigen gewählten Ausdrücken gebeten hatte, in ihrem Namen der Alten fünf Thaler zu geben. Die Herren waren nun allein.

„Was sagst Du nun von Mathildens Handlungsweise?" fragte der Graf halblaut, indem er sich an den Rittmeister wendete.

„Ach, sie ist allzurührend," antwortete dieser mit verächtlichem Achselzucken, dann wandte er sich an den Ingenieur und Maler mit den Worten:

„Nach Ansicht der Frau Brandis sollten wir die Himmelfahrt bezahlen."

„Ja, so schien es," antwortete der Maler und wandte sich lachend an den Rittmeister, „aber das ist ein ungerechtes Urtheil; eigentlich sollten Die, welche sich nur amüsirt haben, und von der Butter- und Eiertaufe verschont blieben, den Verlust allein bezahlen."

„Ja, erst ausgelacht zu werden, und nachher noch dafür zu bezahlen, ist wirklich recht hart," meinte der Ingenieur.

„Am Besten für Den, der mit der ganzen Sache nichts zu thun hat," meinte der Lieutenant, indem er ging.

Der Graf und der Rittmeister entfernten sich auch.

„Du mußt jetzt doch gestehen, daß Deine Cousine Ebba sich wie ein gedankenloses, wildes Mädchen ohne Herz und Gefühl benahm," begann der Graf, als sie hinaus kamen.

„Das gebe ich zu, aber man wird von ihr nicht betrogen, wie von den beiden Anderen."

„Beobachtetst Du nicht, wie zartfühlend und echt weiblich Mathilde handelte?"

„Hast Du eine Mausefalle gesehen?"

„Eine Mausefalle?"

„Ja, gerade eine Mausefalle, man legt ein Bißchen wohlriechenden Speck auf den Haken, um das arme, einfältige Thierchen zu locken; so macht Mathilde es auch. Verzeih, mein Freund, aber Du bist im Begriff, in die Falle zu gehen. . . Doch jetzt muß ich auf's Feld gehen." — Sie schieden. . .

„Frau Remmer ist wirklich gut und zartfühlend," sagte der Ingenieur mit schwärmerischem Tone zu dem Maler. „Sie erlaubte sich keinen Scherz auf unsere Kosten, und war die Erste, die der Alten ihren Verlust ersetzen wollte."

„Ich habe sie auch stets bewundert, die Kaptainin dagegen ist stets bereit, über Anderer Unglück zu lachen."

Ebba und Marie wandelten Arm in Arm durch die Allee nach dem Hofe, wo die Scene stattgefunden hatte.

„Was beabsichtigst Du eigentlich?" fragte Marie.

„Den Teufel aufzusuchen, der den Streich gespielt hat," antwortete Ebba; „ich bin stets neugierig gewesen, solche Notabilitäten kennen zu lernen."

In diesem Augenblick hörten sie die Stimme des Obersten, der von einer Scheune aus mit barscher Stimme rief:

„Also Du willst nicht hervor, Du kleine Canaille. Ich

kann wol begreifen, das Du dort im Heu versteckt liegst, aber ich will Dich etwas anders lehren!"

„Onkel, Onkel ich bin es, prügle mich nicht!" rief eine Kinderstimme.

„Edward," riefen der Oberst und die unten stehenden Damen zu gleicher Zeit.

„Armes Kind, was kann er gethan haben," rief Ebba unruhig, indem sie rasch in die Scheune und die Treppe hinauf eilte.

Marie war unten geblieben, aber lauschte aufmerksam.

„Was in aller Welt hat Das zu bedeuten," sagte der Oberst, indem er den Knaben an die Dachöffnung schleppte; „Du bist ja angemalt und siehst aus wie der Teufel selbst." Marie konnte ihn jetzt auch sehen. Der Knabe war ungefähr acht Jahre, aber groß gewachsen. Er trug über seine Kleider eine rothe, wollene Jacke, hatte das Gesicht mit rother Farbe angestrichen und ein Paar Hörner am Kopfe.

„Wozu diese Verkleidung," fragte der Oberst in strengem Tone; aber Marie merkte gleich, daß er diesen Ton nur annahm, um den Knaben zu ängstigen.

„Wenn Du mich los läßt, Onkel, so will ich erzählen; Du fürchtest wol nicht, daß ich die Flucht ergreifen werde, wie die Alte that." Der Knabe schien gar keine Furcht zu haben.

„Du kleiner Schlingel willst noch scherzen; es wird wohl das Beste sein, ich werfe Dich hier durch die Oeffnung hinunter;" er faßte ihn im Nacken, aber bevor er ihn auflüften konnte, stand Ebba neben ihm.

„Wenn Du den Herrn Beelzebub hinunter wirfst, springe ich nach, Onkel."

„Und ich fange ihn in meine Armen auf," rief Marie lachend. „Laß ihn deshalb die Treppe hinunter gehen, dann mag er beichten."

Der Oberst ließ den Knaben los und sagte lächelnd:

„Die Weiber sind schon von dem Paradies her schwach für den Satan gewesen; aber ich bedinge mir aus, bei der Beichte gegenwärtig zu sein.“

Einige Augenblicke später befanden sich Alle unten und der Oberst sagte:

„Nun sprich, Du Schelm, was hast Du wieder für Streiche vorgehabt?“

„Eigentlich gar keine,“ antwortete der Knabe lachend, „Anders behauptete, daß der Böse die Pferde quäle, und da wollte ich Anders erschrecken, wenn er Heu holen wollte. Aber während ich auf Anders wartete und im Heu versteckt lag, kam etwas Schweres und erdrückte mich beinahe. Ich sprang deswegen hervor und die alte Stina von Eknäs stürzte bei meinem Anblick schreiend aus der Dachöffnung.“ Der Junge lachte hierbei, daß ihm die Thränen in die Augen traten, „dann habe ich wieder an meiner Stelle verborgen gelegen, bis Onkel kam, und mich für einen Heudieb hielt.“

„Aber, Edward, Dein kindischer Einfall hätte der Alten das Leben kosten können, und auf jeden Fall hast Du ihr einen großen Verlust bereitet,“ sagte Marie ernsthaft.

„Ach nein, beste Tante, ich bin oft durch diese Dachöffnung gesprungen, das ist nicht so gefährlich,“ meinte Edward sorglos.

„Ja, für Dich, Du Springinsfeld, ist das eine Kleinigkeit,“ sagte der Oberst und kniff ihn in's Ohr, „aber nicht für solche alte Frau. Nun geh und wasche Dich, und komme nachher hinauf.“

Ein Paar Tage später schlugen eines Morgens ganz früh vier Personen von Ljungstahof jeder für sich den Weg nach dem kleinen Dorf Eknäs ein.

Der Erste war der Pflegesohn des Obersten, der kleine Edward. Er hatte etwas unter seiner Jacke verborgen, eilte rasch durch den Park und schlug dann den Weg durch's Holz ein.

Einige Augenblicke später hüpfte Ebba die große Treppe hinunter und schlug denselben Weg ein, den Edward genommen hatte. Marie hatte beinahe zu gleicher Zeit eine Thür an dem westlichen Flügel des Hauses geöffnet und schlug einen Richtweg ein, der nach demselben Orte führte; eine Viertelstunde später galoppirte der Rittmeister auf der Landstraße nach demselben Orte.

Wir eilen den Vieren, die die gleiche Absicht zu haben scheinen, voraus.

Eknäs war eine kleine erbärmliche Kathe und gehörte einem jungen Käthner, dem Sohne der alten Mutter Stina. Die Frau war todt und der hinterbliebene Mann, früher ein tüchtiger Arbeiter, hatte sich dem Trunke ergeben. Seine alte Mutter war eigentlich Diejenige, welche, obgleich in größter Dürftigkeit, die sechs Kinder ernährte. Der Oberst hatte viel für sie gethan, aber die zunehmende Trunksucht des Vaters vermehrte ihr Unglück von Tag zu Tag. Die Alte hatte sich an dem Tage, als das Unglück stattfand, auf einer Wanderung nach der Stadt befunden, um ihre Eier und Butter zu verkaufen. Im Herrenhause hatte sie ihren Schaden reichlich ersetzt erhalten. Nun war sie beschäftigt, Frühstück unter die Kleinen, die sie im Kreise umstanden, auszutheilen. Der Sohn lag auf dem Bett und schlief den Rausch aus. Gerade, als sie dem jüngsten Kinde sein Frühstück reichte, flog die Thür auf, und Edward sprang frisch und munter mit erhitzten Wangen in die Hütte.

„Guten Morgen, Mutter Stina; wie geht es?"

„Ach, mein Gott, der junge Herr; das ist ja freundlich, nach mir zu sehen. Gott sei Dank für die Gesundheit." Bei diesen Worten wischte sie einen Stuhl ab und schob ihn hin.

„Nein, ich danke Mutter Stina, ich wollte nur sehen, ob Sie gesund war; denn Sie muß wissen, ich war es, der Sie so erschreckte."

Edward zog nun eine Tüte mit Zwieback unter der Jacke hervor und vertheilte sie freigiebig unter die Kinder.

„Behüte mich Gott, waren Sie das!" rief die Alte und schlug die Hände zusammen.

„Ja, ich war es," sagte Edward lächelnd. „Aber nun darf Sie mir nicht mehr böse sein, sondern muß dies annehmen, mehr habe ich nicht." Der Knabe reichte ihr einen Silberthaler. In diesem Augenblick ging etwas am Fenster vorbei, und Edward rief aus:

„Tante Ebba, sie darf mich nicht sehen," mit diesen Worten sprang er zum Fenster hinaus, gerade als Ebba in die Thür eintrat.

Es ist überflüssig, ihre Worte zu wiederholen; die Hauptsache war, daß sie es übernahm, das älteste Mädchen zur Schule gehen zu lassen. Als sie ging, äußerte sie:

„Mutter Stina muß mir versprechen, nicht darüber zu schwatzen, daß ich das Kind in die Schule gehen lasse."

„Gott segne Sie, gnädige Frau, ich will gewiß schweigen." Nun wurde die Thür geöffnet und Marie trat ein.

„Ebba!" rief sie verwundert aus.

„Ja, gute Marie, ich sah Edward den Weg hierher einschlagen, und in der Hoffnung, wieder einen Schelmenstreich zu belauschen, folgte ich ihm, aber er sprang aus dem Fenster, gerade als ich eintrat."

Nachdem Marie der Mutter Stina einige alte Kleider für die

Kinder gegeben hatte, trat sie mit Ebba den Rückweg an. Aber dieser Tag schien für Ueberraschungen ausersehen zu sein, denn kaum traten sie aus der Thür der Hütte, als der Rittmeister vor derselben vom Pferde sprang.

„Ach, die Damen haben schon in der Frühe eine Wallfahrt gemacht," sagte er grüßend.

„Darin sind wir Dir ähnlich," sagte Ebba lachend, „nur hat diese Promenade wahrscheinlich verschiedene Veranlassung. Du kommst, um Deine Schuld zu bezahlen, während wir nur kommen, um zu leihen;" mit diesen Worten entfernten die Damen sich.

„Was mag Ebba hier zu schaffen gehabt haben?" murmelte der Rittmeister. — „Die Andere mochte wol die Rolle einer barmhezigen Schwester, gespielt haben; aber Ebba pflegt sich gerade nicht in einen Heiligenschein zu hüllen, und vielleicht halte ich sie gerade deshalb für besser als Andere." Hiermit trat er in die Hütte.

Der Rittmeister machte den Vorschlag, Mutter Stina's versoffenen Sohn vom Hause wegzunehmen, und einen Besserungsversuch mit ihm anzustellen. Schon am andern Tage wollte er ihn in die Hauptstadt und zu einem Arzt schicken, der die Säufer durch eine Brantweincur heilte. Als er im Begriff stand, zu gehen, fragte Carl:

„Was wollten die Damen hier?"

„Fräulein Marie kommt jeden Morgen hierher, um Gottes Wort mit den Kindern zu lesen, wie sie mit mehren armen Kindern thut," antworte die Alte.

„Aber die Captainin?"

Mutter Stina sah verlegen aus und stammelte:

„Sie ging nur zur Gesellschaft mit."

„Jetzt sagte Sie eine Unwahrheit, Mutter Stina!"

„In Gottes Namen denn, wenn Sie nur schweigen wollen, gnädigster Herr Rittmeister, so will ich die Wahrheit

sagen. Sie will das eine Mädchen in die Stadt in eine Schule schicken. Aber sie will nicht, daß es bekannt sein soll. Sie thut alles Gute immer im Stillen."

Als der Rittmeister nach Hause ritt, dachte er:

„Was geht es mich an, wie Ebba ist; denn sie ist wol auch falsch wie ihr ganzes Geschlecht. — Gleichwohl trägt ihr ganzer Character das Gepräge der Wahrheit, und sie sucht nie durch sogenannte gute Handlungen Aufmerksamkeit zu erregen. — Aber auch dies kann ja Verstellung sein; obgleich ich es trotz meiner genauen Beobachtungen bis jetzt noch nicht habe entdecken können. — Es ist doch auch dumm, daß ich meine Gedanken so viel mit den Damen beschäftigen muß, obgleich ich aus eigener Erfahrung und durch Max' unglückliches Schicksal genugsam weiß, daß man auf ihre Tugenden kein Gewicht legen darf."

Während dieser Zeit hatte Mathilde bei der Morgentoilette ihren bösen Launen wieder freien Spielraum gegeben, gegen die arme Lisette. Nachdem sie hinter verschlossenen Thüren wie eine Furie gerast hatte, begab sie sich in den Garten, um eine Morgenpromenade zu machen. Dort begegnete sie dem Grafen, dessen Gruß sie mit dem holdesten Lächeln erwiderte, während sie seine Begleitung freundlich annahm.

Das Gespräch drehte sich zufällig um Ebba.

„Herr Graf, Sie sind wirklich allzu strenge," äußerte Mathilde mit milder Stimme. „Ebba ist freilich etwas unbedachtsam, aber schlecht ist sie nicht, obgleich es den Schein haben könnte. Sie ist seit ihrer Kindheit leidenschaftlich und

heftig, mein guter Vater war sehr schwach gegen sie, und dadurch wurde ihr Egoismus stark ausgebildet, so daß sie ihre Pflichten oft vernachlässigt; man muß es nicht so strenge mit ihr nehmen."

„Wenn alle Menschen Ihre Milde theilten, Frau Baronin, würde die Welt einem Paradiese gleichen. Ihnen gegenüber wage ich die Captainin nicht mehr anzuklagen; obgleich ihre Neigung, Alles in's Lächerliche zu ziehen, gewiß kein gutes Herz verräth."

„Lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen; es schmerzt mich, an Ebba's Fehler zu denken, ich möchte sie so gern verbergen."

„Darf ich um die Ehre bitten, Ihr Cavalier bei der Reitpartie zu sein?"

„Als geschiedene Frau habe ich leider Niemand, der ein Recht hätte, mein Begleiter zu sein, sondern erkenne dagegen mit Vergnügen Sie als meinen Ritter für den Tag an," antwortete sie mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Weshalb an Ihren Kummer denken?"

„Weil er mich stets begleitet, Herr Graf." Mathilde seufzte.

„Ach, wer die bittere Wirklichkeit abschütteln könnte, sie ist. . . . ."

„Was ist sie?"

„Für mich nur eine peinigende Ungewißheit."

Mathilde setzte sich auf eine Bank und sagte, indem sie mit einer Blume spielte:

„Vergessen Sie die Wirklichkeit und die Schattenseiten des Lebens; leben Sie nur für den Augenblick."

„Gnädige Frau!" rief der Graf außer sich, und wollte ihre Hand nehmen.

„Herr Graf!" Mathilde zog mit einer anmuthigen Bewegung ihre Hand zurück. — „Ich bat Sie, die Wirklichkeit zu vergessen, und da wir Menschen derselben angehören, müssen

wir uns eben auch selbst vergessen, und uns nur mit Dem beschäftigen, was nicht ist."

„Aber was sein könnte?"

„Was meinen Sie damit."

„Falls Sie, gnädige Frau, mich anhören wollten."

„Ei, ei. — Das scheint in die Wirklichkeit einzugreifen." Mathilde ließ ihren Blick eine Weile auf dem Grafen ruhen.

„Verlangen Sie Alles andere — nur nicht, daß ich aufhören soll, an Sie zu denken; denn dann müßte ich aufhören zu fühlen, zu leben. — Dann befehlen Sie mir zu sterben," er nahm in heftiger Bewegung ihre Hand wieder, die sie ihm langsam entzog.

„Herr Graf," sagte sie kalt, „ich fürchte fast, daß ich allzu großes Vertrauen in Ihre Ritterlichkeit gesetzt habe, es sollte mir leid thun, mich getäuscht zu haben." Sie stand auf, um zu gehen.

„Aus Barmherzigkeit, verzeihen Sie meine unbedachtsamen Worte, die mir gegen meinen Willen entfuhren. — Sie sollen bei meiner Ehre nie wieder Ursache zur Unzufriedenheit mit mir haben."

Mathilde reichte ihm mit einem einnehmenden Lächeln die Hand, indem sie sagte:

„Ich würde mich unglücklich fühlen, wenn ich Graf Thorenhjelm's Zartgefühl bezweifeln müßte." Diese Worte wurden von einem Blick begleitet, der ihn in den dritten Himmel versetzte, er beugte ein Knie vor der schönen Frau und führte entzückt ihre Hand an seine Lippen.

Ein schallendes Gelächter riß ihn aus seinem Himmel.

„Auf Ehre, ich glaube, hier wird eine Theaterrolle eingeübt; vielleicht beabsichtigt Mathilde, meinen Geburtstag mit einer Komödie zu feiern," sagte der Rittmeister neckend.

Mathilde warf einen zugleich boshaften und triumphirenden Blick auf den Rittmeister, indem sie scherzend sagte:

„Deine Vermuthung ist richtig; ich beabsichtige wirklich Dir eine Ueberraschung für Deinen Geburtstag zu bereiten."

„Sehr verbunden, schöne Cousine, obgleich ich bezweifle, daß Etwas, das von Dir kommt, wirklich eine Ueberraschung sein kann. Nichts, was von Dir kommt, kann mich noch in Erstaunen setzen."

„Du schmeichelst nicht. Ich hätte nicht gedacht, daß mein Erfindungsvermögen so schlecht bei Dir angeschrieben sei." Sie lachte auf eine bezaubernde Weise.

„Im Gegentheil, ich beuge mich tief vor Deinem Erfindungstalent, und erkenne es in seiner ganzen Größe an."

Der Graf, der diese Andeutungen nicht verstand, fühlte sich gleichwohl peinlich berührt davon, um so mehr, da ihm überhaupt die Ankunft des Rittmeisters unangenehm gewesen war. Aber weder Mathilde noch Carl bemerkten seine Verstimmung, sondern fuhren fort:

„Du gibst also zu, daß ich Dich mit etwas Neuem überraschen kann?"

„Nicht mit etwas Neuem, aber möglicher Weise mit Etwas, was ich nicht im Voraus berechnet habe."

„Dann bin ich zufrieden — Deinen Arm, mein Cousin! Kommen Sie, Herr Graf."

„Welche Gunst, Mathilde, mir wird also das Glück zu Theil, Dein Begleiter zu werden?" Der Rittmeister bot ihr den Arm mit einem Blick, der ihr das Blut in die Wangen trieb.

„Ein unvorhergesehenes Ereigniß ist ja stets eine Ueberraschung," begann Mathilde wieder zu dem Grafen gewandt.

„Das ist klar, und Carl's Auseinandersetzung war nicht logisch."

„Thorenhjelm, Du bist für Ueberraschungen gemacht, aber nicht ich. — Nun, Mathilde, ist es die Rolle der Betrogenen, oder der Betrügenden, die Du an meinem Geburtstag zu spielen beabsichtigst?"

„Nichts von beiden, nur die der Klarsehenden."

„Gehorsamer Diener, da wird gewiß Thorenhjelm die Rolle des Blinden und der kleine Edward die des Führers spielen."

„Er wird auf keinen Fall mitspielen," antwortete sie mit sprühenden Blicken."

„Du hast Recht, er spielt nicht mit; aber ihm wird gleichwohl mitgespielt."

„Glaubst Du das?"

„Glauben? — Nein, liebenswürdige Cousine, ich glaube nichts mehr; dazu bin ich zu sehr Sceptiker. — Sieh, dort haben wir die Heilige," fügte der Rittmeister hinzu, und deutete auf Marie, welche ihnen entgegen kam.

„Ja, Marie spielt die Heilige sehr gut," sagte Mathilde mit einem boshaften Ausdruck der Stimme.

„Wenn eine Dame nicht durch ihre Schönheit Aufmerksamkeit erregen kann, so versucht sie es, diese durch Gottesfurcht und Barmherzigkeit zu gewinnen. Da Marie der Schönheit entbehrt, will sie Dich durch ihre Heiligenglorie verdunkeln. — Jeder bedient sich seiner Vorzüge. — Guten Morgen, Freundin der Vaterlosen," rief Carl ihr entgegen.

„Wenn Du statt dessen gesagt hättest, der Mutterlosen, so würdest Du der Wahrheit etwas näher gekommen sein," antwortete sie mit feinem Lächeln. Mathilde wechselte die Farbe.

Einige Augenblicke später war die ganze Gesellschaft im Speisezimmer versammelt.

„Wo mag Edward sich herumtreiben?" brummte der Oberst, als man frühstücken sollte. „Der Schlingel ist nie zu Hause."

„Er ist zu verzogen," fiel Mathilde ein.

„Gerade Du im Verein mit meiner Frau, Ebba und Marie, verderben mir den Buben."

„Nein, guter Onkel, das thust Du selbst," rief eine fröhliche Kinderstimme, und Edward sprang durch's Fenster, eilte zum Obersten, stellte sich militairisch auf und fragte:

„Lautet es auf Arrest," gnädigster Oberst.

„Es lautet auf Frühstück, übermüthiger Gesell," antwortete der Oberst, indem er ihm auf die Schulter klopfte.

„Kennst Du Jemanden, der Edward ähnlich ist," fragte der Rittmeister Mathilden mit leiser Stimme.

„Nein," antwortete sie mit bleichen Lippen.

„Es ist traurig, daß Dein Gedächtniß so schwach geworden ist."

„Carl," sagte Mathilde mit zurückgehaltenem Zorn, „geh auf den Balcon, ich habe Dir ein Wort zu sagen."

„Meinethalben mögen es zwei werden, wenn Du nur nicht so dramatisch aussiehst; Andere könnten sich darüber wundern, während es den Eindruck auf mich doch verfehlt. — Nimm lieber eine lachende Maske vor."

Mathilde biß sich auf die Lippen und ging auf den Balcon hinaus, wohin der Rittmeister ihr folgte.

„Willst Du durchaus Krieg haben? oder weshalb reizest und verwundest Du mich unaufhörlich?"

„Ich will Krieg!" war Carl's einfache Antwort.

„Du sollst haben, was Du willst; aber hüte Dich, die Vergangenheit als Waffe zu benutzen, ich könnte Dich da tödtlich verwunden," sagte Mathilde mit zornigem Ausdruck.

„Ich gebrauche meine eigenen Waffen, und lasse mich auf keine Bedingungen ein. Gebrauche Du Deine und verwunde, wenn Du kannst; Du scheinst eigens geschaffen zu sein, nur Bewohner für's Irrenhaus zu liefern."

„Du strebst also nach meinem Haß?"

„Ja, weil der weit besser ist, als Deine treulose Liebe."

„Du wirst finden, daß er unauslöschlich ist.“

„Ich danke für Deine Freigebigkeit.“

„Ich gebe keine Almosen.“

„O, ich nehme auch keine, dazu bin ich zu reich. Erinnere Dich nur, daß ich auf einen Schlangenbiß von Dir mit einem Löwenbiß erwidere. — War das Alles, was Du wolltest?“

„Nein — ich — ich . . .“

„Sei so gut, Dich auszusprechen.“

„Ich wollte wissen, ob — ob Du mich verabscheust?“ sie war heftig erregt.

„Mein Gott, nein; — ich kenne Dich nur und weiß, wie ich die Sachen bei meiner Ankunft in Pisa fand. — Haß und Abscheu erwachsen aus der erloschenen Liebe; ich habe Dich nie geliebt, ich war nur bethört durch Dich.“ — Der Rittmeister verließ sie.

„O, weshalb muß ich gerade diesen Mann lieben, den ich nie zu fesseln vermag,“ murmelte Mathilde mit krampfhaft zusammengekniffenen Händen. „Weh über Ebba, wenn er sie liebt; ich fühle, daß ich sie auf entsetzliche Weise verfolgen würde.“

Ebba und Marie saßen mit dem Lieutenant plaudernd, auf der Schaukelbank unter den Linden, als Carl seine Schritte zu ihnen lenkte.

„Nun, Ebba, wirst Du uns bei der großen Reitparthie, die Vater arrangirt hat, Gesellschaft leisten?“ fragte er.

„Das versteht sich wol von selbst, da jeder weiß, wie geschickt ich mein Pferd zu tummeln verstehe.“

„Ja, Du bist eine unvergleichliche Amazone. Wenn ich Herkules wäre, hätte ich mich nicht auf einen Kampf mit zwölf solchen Heldinnen einlassen mögen.“

„Hast Du so wenig Muth? — Dann magst Du Deinen Säbel nur abnehmen und Dich an den Spinnrocken setzen.“

„Mein Muth und mein Säbel würden mir wenig nützen gegen solche Feinde, die das Herz bethören."

„Sprichst Du von den zwölf Amazonen?"

„Ja, falls sie Dir gleichen."

„In solchem Falle wäre Herkules verloren gewesen, wenn er sich nur mit einer Einzigen von ihnen eingelassen hätte," fiel der Lieutenant ein. „Er wäre gezwungen gewesen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. — Es war ein Glück für den griechischen Helden, daß sie in keiner Weise der gnädigen Frau glichen."

„Meine Herren, Sie beabsichtigen beide, sich auf meine Kosten zu belustigen, aber hüten Sie sich, es könnte mir einfallen, mich zu rächen."

„Ich sprach nur meine persönliche Ueberzeugung aus und dafür verdiene ich wol keine Strafe," versicherte der Lieutenant.

„Das glaube ich nicht."

„Ich will Bürge sein für die Wahrheit von Fries' Worten," fügte der Rittmeister hinzu.

„Ein schlechter Bürge, denn Du hast ja gemeinsame Sache mit dem Lieutenant gemacht, die Bürgschaft nehme ich durchaus nicht an."

„Warte, liebenswürdige Cousine, ich ging nur in Bürgschaft dafür, daß Fries dachte, was er sagte, aber nicht für mich selbst."

„Vortrefflich! Du gestehst also zu, daß Deine Worte im Widerspruch standen mit Deinen wirklichen Gedanken?"

„Und wenn ich das thäte?

„Da bist Du falsch gewesen, hast durch eine Unwahrheit betrügen wollen, und also gegen eins der zehn Gebote gesündigt, was bestraft werden muß."

„Auf welche Weise?"

„Damit, daß Du eine Frau zur Feindin bekommst. Ich erkläre Dir hiermit den Kampf auf Leben und Tod."

„Um was kämpfen wir?“ Der Rittmeister beugte sich nieder, um Ebba's lebhaftes und interessantes Gesicht besser betrachten zu können.

„Um Deine Besserung natürlicher Weise. Ich werde Dich verfolgen, bis Du Dich gewöhnst, nur Das zu sprechen, was Du denkst.“

„Aber Ihr Damen sprecht durchaus nicht, was Ihr denkt.“

„Wenn das der Fall ist, so kommt es daher, weil wir nicht gewohnt sind, die Wahrheit zu hören. — Ihr habt diese Gewohnheit abgelegt, und wir haben deshalb vergessen, daß Ihr Wahrheit sprechen könnt.“

„Man ist verloren, wenn man sich in einen Wortkampf mit der gnädigen Frau einläßt,“ sagte der Lieutenant.

„Sie haben also keine Lust, mein Feind zu werden, Herr Lieutenant?“

„Gott bewahre mich davor!“

„Aber Carl nimmt den Handschuh auf.“ Ebba warf einen kleinen gelben Handschuh auf den Tisch, der vor der Bank stand.

„Das thue ich mit wahrem Vergnügen, und gelobe als Feind alle Gesetze der Ritterlichkeit zu beobachten.“

Der Rittmeister drückte den Handschuh mit einem eigenthümlichen Lächeln an seine Lippen.

„Man kann Ebba jedenfalls gratuliren, denn sie ist dann die Einzige von uns Damen, die sich Deiner Ritterlichkeit zu erfreuen hat,“ fiel Marie ein.

„Vielleicht erklärst Du mir auch Krieg?“

„Das ist überflüssig, denn zwischen uns hat nie Friede bestanden.“

„Bravo! Carl befindet sich also mit den beiden Damen auf dem Kriegsfuß.“

„Es fehlt nur, daß Frau Remmer Dir auch den Krieg

erklärt, so kommst Du in ähnliche Stellung wie Rußland den Westmächten gegenüber, die von den Damen vertreten werden," sagte der Lieutenant.

„Und Du vertrittst die scandinavische Neutralität," fügte der Rittmeister lachend hinzu. „Aber das Gleichniß hinkt, denn ich habe keine Türkei erobern wollen, und ..."

„Einen Augenblick, mein Cousin," unterbrach Ebba, „Du gleichst wirklich dem Czaren. Denn gleich ihm hast Du Dich an einen gefährlichen Ort gewagt."

„Wie das?"

„Du bist scheinbar zur Vertheidigung des Lieutenants aufgetreten; hast aber dies nur als Vorwand gebraucht, um uns Damen anzugreifen."

„Aber was will ich denn erobern?"

„Unsere Herzen natürlicher Weise, und nachher willst Du uns zu Deinen Leibeigenen machen."

„Also um Dein Herz kämpfen wir, schöne Ebba?" sagte der Rittmeister mit ironischem Lächeln.

„Nein, ich kämpfe wie England nur für die Sache der Civilisation und will ein Unrecht rächen; denn Du hast offen meinem ganzen Geschlecht den Krieg erklärt."

„Und wenn ich besiegt würde, wäre ich natürlich gezwungen, auf den Knien zu bekennen, daß Ihr Engel seid."

„Das versteht sich."

„Eh bien, Madame, beweisen Sie mir, daß es ein einziges Weib giebt, die aufrichtig und wahr ist, und die Tugend um ihrer selbst willen liebt; die ohne eigenes Interesse sich selbst aufzuopfern vermag. — Dann verspreche ich, auf der Stelle das Gewehr zu strecken."

„Ich soll also versuchen, die Tugenden meines Geschlechts zu beweisen, Du dagegen die Fehler desselben. — Das ist köstlich; ich fühle mich schon ganz heiter wegen meines künftigen Sieges."

„Den Du nie gewinnen wirst.“

„Im Gegentheil, ich bin dessen sicher. — Sieh, dort kommen Mathilde und der Graf.“

„Denkst Du mit Mathilde als Compaß zum Ziel des Sieges zu steuern?“ flüsterte der Rittmeister. — „Ich hatte gerade sie als Stütze für meine Behauptung ausersehen.“

„Du bist zu boshaft, Carl,“ antwortete Ebba, ebenfalls leise; „auch bei Mathilde finden sich manche gute Eigenschaften.“

„Das muß denn sein, wenn sie schläft.“

Der Lieutenant erhob sich, als Mathilde sich der Bank näherte, indem er sagte:

„Hier werden Kriegserklärungen gemacht und Sie, gnädige Frau, werden Sie sich an dem Kampfe betheiligen? Carl hat in der Frau Kapitänin und Fräulein Remmer zwei Feinde bekommen.“

„Und auch treue Bundesverwandten gegen ihn,“ fiel Marie ein.

Der Rittmeister machte eine artige Verbeugung gegen Mathilde, indem er sagte:

„Vielleicht bist auch Du, schöne Mathilde, nicht abgeneigt, mir Krieg zu erklären — und Haß.“ Bei dem letzten Wort richtete er einen scharfen Blick auf Mathilde.

Aber Mathilde ließ ihren Blick an ihm vorüber gehen, und indem sie ihn auf den Lieutenant richtete, sagte sie lächelnd:

„Ich bleibe am liebsten neutral.“

„Das erlauben wir nicht,“ sagten Ebba und Marie. Der Rittmeister sagte lachend:

„Freund oder Feind ist gleich. Wer hier nicht das eine ist, wird als das andere betrachtet!“

„Aber warum handelt es sich.“

Der Rittmeister erklärte es und schloß mit den Worten:

„Wir fordern also, daß Du eine bestimmte Stellung einnimmst und eine entschiedene Antwort giebst."

„Unmöglich, man muß sich erst bedenken, denn ich lasse mich auf keinen Streit ein, von dem ich nicht weiß, wie er endet."

„Hast Du so wenig Gefühl für die Beleidigungen, die Deinem Geschlechte widerfahren?" rief Ebba.

„Mein Gott nein, — aber frage den Grafen, so wirst Du hören, daß er auch meiner Ansicht ist, daß man sich bedenken muß, ehe man sich in einen Kampf einläßt." Sie sah mit einem einnehmenden schelmischen Blicke auf den Grafen.

„Ich billige vollkommen die Ansichten der Baronin und rathe als Kriegsminister, sie zu beherzigen," antwortete er.

„Ich dagegen finde, daß Mathilde der zweideutigen Coalition zwischen den deutschen Souverainen gleicht," antwortete der Rittmeister mit verächtlichem Lächeln.

„Findest Du das? — Aber Du weißt gleich wohl, daß ich Dir nicht beistehen werde." Mathildens Blick ruhte einen Augenblick auf dem Rittmeister.

„Das mag sein, gleichwohl ist Deine Stellung mir gegenüber ähnlich wie die Oesterreich's zu Rußland. So gern das österreichische Kabinet sich von seinen Verpflichtungen gegen seinen Bundesverwandten bei Ungarn's Unterdrückung lossagen möchte, fehlt ihm doch der Muth, ehrlich für die Sache der Civilisation aufzutreten." —

„Vermuthlich willst Du aus demselben Grunde nicht als Vertheidiger der Tugend auftreten." — Es lag etwas Uebermüthiges, fast Verächtliches in seinem Ton.

„Du vergißest Dich, Carl," sagte der Graf mit einem vorwurfsvollen Blick auf den Rittmeister.

„Hat nichts zu bedeuten, Herr Graf! Wir sind von Carl Mangel an Tact gewöhnt. Man muß es mit seinen etwas grob-

körnigen Scherzen, einem Ueberbleibsel seines Casernenlebens, nicht so genau nehmen, nicht wahr?" sagte Mathilde, indem sie sich lächelnd an Ebba und Marie wandte.

„Ach ja, was das betrifft, da ist er uns Allen völlig bekannt," antworteten diese lachend.

Carl biß sich vor Verdruß in die Lippen, wurde aber an der Antwort verhindert; denn in diesem Augenblick kam der Oberst und rief:

„Zu Pferde, zu Pferde!" Und die Damen eilten um ihre Reittoilette zu machen.

Eine Stunde später sehen wir die drei Damen zu Pferde von sämmtlichen Herren begleitet, den Obersten an der Spitze, den Weg durch ein reichbelaubtes Gehölz, nach einer Einsiedelei mit Namen Skogsborg einschlagen.

Man sprach von der schönen Lage und den romantischen Sagen, die sich an das kleine Gebäude knüpften. Der Rittmeister war unermüdlich, die eine Gespenstergeschichte nach der anderen, welche im Volksmunde umgingen, zum Besten zu geben, und reizte dadurch die allgemeine Neugierde auf's Höchste, denn Niemand als der Oberst und der Rittmeister hatten den Ort gesehen.

„Das Haus liegt mitten im Herzen des Holzes, umgeben von hohen Bergen und Felsen," äußerte Carl. „Das Gebäude ist achteckig und von Sandstein, eingeschlossen von einer undurchdringlichen Tannenhecke; ohne Hof und Garten oder eine andere Spur der Civilisaton, nur bewohnt von einem alten wortkargen, beinahe geistesschwachen Diener."

„Das klingt recht romantisch, und das Haus scheint eigens für Dich gebaut zu sein," meinte Ebba.

„Weshalb willst Du mich gerade dort so wohlwollend einquartiren?“ fragte der Rittmeister.

„Weil Du die Frauen haßest und die Welt verachtest; wenn Du Dich an einer solchen Stelle niederläßest, bleibt Dir der Anblick dessen, was Du haßest und verachtest, erspart.“

„Du täuschest Dich. Ich lache über die Frauen, weil sie meinen, mich betrügen zu können, aber ich hasse sie nicht. Ich genieße das Leben, obgleich ich die Welt verachte; und habe durchaus keine Lust, dem Vergnügen, mit diesen beiden Dingen zu spielen, zu entsagen.“

„Du nennst das Weib ein Ding?“

„Ja, und die Welt mit.“

„Sehr schmeichelhaft für beide, namentlich für die Erstere, daß Du Dich herabläßt, mit ihr zu spielen; aber es ist gleichwohl nicht immer gut, mit ihr zu spielen.“

„Darin hast Du vollkommen Recht. Aber wenn man aus Erfahrung weiß, daß eine Katze Krallen hat, hält man sich selbst zurück, und giebt ihr nur einen Ball als Spielzeug, wobei man sich aus der Ferne recht gut amüsiren kann, wenn man ihre graziösen aber unschädlichen Versuche, zu schaden, beobachtet.“

„Wenn es sich der Mühe lohnte, würde ich wirklich böse werden,“ fiel Ebba lachend ein.

„Weshalb nicht?“

„Weil Du mich nicht genug interessirst, um meinen Zorn erregen zu können. Man zürnt niemals auf gleichgültige Personen.“ Sie ritt von ihm und er sah ihr gedankenvoll nach. Etwas später machte die Gesellschaft bei dem erwähnten Hause Halt. Es war achteckig, sehr niedrig, mit einem fast flachen Dach, von einem eisernen Gitter umgeben. Die kleinen vierkantigen Fenster glichen Kanonenöffnungen.

Nachdem man seine Verwunderung über dies seltsame Gebäude und seine wilde öde Lage ausgesprochen hatte, stieg

man vom Pferde und rüstete sich, das Innere in Augenschein zu nehmen. Gerade als man seine Schritte dem Eingange zuwandte, wurde die mit Eisen beschlagene Eichenthür geöffnet, und auf der Schwelle präsentirte sich ein Fremder, von imponirendem Aeußern. Seine Augen waren dunkel und feurig, sein kohlschwarzes Haar und die fast olivenfarbige Haut verriethen den Creolen.

Bei seinem Anblick stießen die drei Damen einen unfreiwilligen Schrei der Ueberraschung aus. Als die Herren sich zu ihnen wandten, sahen sie, daß Ebba unbeweglich saß und ihre Augen unverwandt auf den Fremdling gerichtet hatte, während eine unnatürliche Bläße ihr Gesicht bedeckte. — Mathilde warf einen entsetzten Blick auf Ebba und durch Mariens Körper ging ein Zittern.

„Was in aller Welt erschreckt Euch so, meine Damen," sagte der Oberst, „Ihr seht in der That aus, als wenn der Böse selbst dort auf der Schwelle erschienen wäre, anstatt des Kapitain Stuart, den ich vor einem Monat in Stockholm kennen lernte, und zu mir nach Ljungstahof einlud, da er durch diesen Theil Schwedens zu reisen beabsichtigte."

„Bester Onkel, wenn es auch nicht der Versucher selbst ist, so sieht doch der in der Thür erschienene versteinerte Kapitain einem Gespenst sehr ähnlich, und vor einem solchen hat man wohl das Recht, sich zu fürchten, hier mitten im Holz," antwortete Mathilde, die zuerst ihre Selbstbeherrschung wieder gewonnen hatte, mit scherzendem Tone.

„Das Auftreten des Fremdlings hier, machte den Eindruck einer Offenbarung," fügte Ebba hinzu, sichtlich bemüht, ihre Gefühle zu verbergen.

„Ist es nicht ein Bekannter von einer der Damen?" fragte der Rittmeister, Ebba scharf fixirend.

„Nein," war die gemeinsame Antwort.

„Dies Nein, war gewiß ein Ja," dachte der Rittmeister bei sich.

Der Fremde, der eine Weile auf der Schwelle stehen geblieben war, näherte sich jetzt und grüßte artig den Obersten, der ihm die Anderen präsentirte. Er war ein Engländer von den westindischen Kolonien. Darauf traten Alle in das achteckige Häuschen. Zwischen dem Kapitain und den drei Damen wurden besondere Blicke gewechselt, die den Falkenaugen des Rittmeisters nicht entgingen; er dachte:

„Sie kennen den gelben Fremden alle Drei. Ha, die Intrigue muß ich ausfindig machen; dabei wird Cousine Ebba sicher nicht besser fortkommen als Mathilde.“ — Hätte unser Rittmeister seine Gefühle etwas genauer analysirt, so würde er entdeckt haben, daß die Eifersucht eine große Rolle dabei spielte.

Die Einsiedelei stand unter der Jurisdiction des Gutes Lindsjönäs, und der Oberst hatte deswegen des Morgens dahin geschickt, um sich die Schlüssel zu erbitten, da die Zimmer auf Skogsborg gewöhnlich verschlossen waren, bis auf das, was von dem alten schwachsinnigen Diener bewohnt wurde.

Das Innere des Gebäudes gewährte einen eigenthümlichen Anblick. Der Fußboden und die Wände waren von schwedischem Marmor; die schweren und kostbaren Möbel waren altmodisch und schienen aus dem vorigen Jahrhunderte zu stammen. Die kleinen Fenster gewährten nur ein sparsames Licht, und die Sonne schien nie in dies kostbare Grab eingedrungen zu sein. Nachdem man den Saal und drei kleinere Zimmer, die alle von einem vergangenen, aber sorgfältig bewahrten Luxus zeugten, besehen hatte, kam man in das innerste Zimmer.

Der Oberst blieb vor einem venetianischen Spiegel, der umgeben von einem vergoldeten Rahmen in die Marmorwand eingesetzt war, stehen.

„Dieser Spiegel,“ sagte er, „verbirgt den Eingang in das Zimmer, was eigentlich von den Bewohnern dieses Gebäudes benutzt wurde, aber die Herrschaften müssen entschuldigen, daß

ich es nicht öffne, da ich weiß, daß der jetzige Besitzer nicht wünscht, daß fremde Blicke in dies Zimmer dringen, das früher nur von Klagen und Thränen erfüllt war. Wenn die Wände reden könnten, würden wir von viel traurigen und unheimlichen Auftritten zu hören bekommen."

„Dies Haus hat also eine Geschichte," äußerte Kapitain Stuart mit lebhaftem Interesse.

„Ja, Herr Kapitain, und zwar eine sehr traurige," antwortete der Oberst.

„Du hast versprochen, sie uns einmal mitzutheilen, bester Onkel," bat Mathilde, die sich sichtlich bemühte, ihr gewöhnliches Wesen beizubehalten; aber die lächelnde Maske konnte nicht ganz die innere Unruhe verbergen.

Ebba und Marie waren beide ungewöhnlich still, man rüstete sich auf die Rücktour.

Leicht wie ein Vogel schwang Ebba sich auf's Pferd und bevor noch die anderen Damen ihren Fuß in den Steigbügel gesetzt hatten, eilte sie im Galopp davon. Der Rittmeister und der Lieutenant warfen sich auf ihre Pferde, und jagten der flüchtigen Reiterin nach, während die übrige Gesellschaft im langsamen Schritt folgte.

Nach einem heftigen Ritt wurde Ebba erst vom Rittmeister und dann vom Lieutenant eingeholt.

„Wir hätten beinahe unsere Pferde ruinirt, um Dich einzuholen," sagte der Rittmeister, sein Pferd auf den Hals klopfend.

„Aber wer zwang Euch dazu? Ich wenigstens nicht," sagte Ebba lachend, „denn meine Absicht war allein zu sein."

„Das graue Haus hat die gnädige Frau ganz um die gute Laune gebracht," äußerte der Lieutenant.

„Nicht das graue Haus, aber wol der dunkle Fremde," meinte der Rittmeister.

„Woraus ziehen die Herren solche Schlüsse?“ fragte Ebba und warf ihren Schleier auf den Hut zurück.

„Daraus, daß die Fröhlichkeit, in deren Strahlen wir uns Alle sonnen, Euer Gnaden plötzlich verließ, als wir bei Skogsborg ankamen,“ meinte der Lieutenant.

„Dein Gesicht wurde von Wolken überzogen beim Anblick des Kapitains,“ fügte der Rittmeister hinzu, indem er sich über sein Pferd beugte, um sie näher zu sehen.

„Reine Einbildungen, meine Herken. Wenn man einen so düstern Ort besucht, der eine so traurige Geschichte hat, vergeht alle Munterkeit. Ich fand, daß die ganze Gesellschaft einen achtungsvollen Ernst beobachtete, so lange wir uns in dem möblirtem Grabchor befanden, das noch ein Zimmer mit schauerlichen Erinnerungszeichen birgt.“

„Welches Du gleichwohl gerne gesehen hättest.“

„Das ist möglich; aber laßt uns rascher reiten.“ Ebba setzte ihr Pferd in Trab.

Bei der Rückkehr eilte Ebba auf ihr Zimmer, nachdem sie auf dem Heimwege mit ihren Cavalieren gescherzt und ihre gewöhnliche Heiterkeit wieder angenommen hatte.

Als sie sich allein befand, verriegelte sie die Thür fest und blieb eine ganze Weile unbeweglich stehen, die Hände hart gegen das Herz gepreßt. Ihre ganze Stellung drückte den tiefsten Schmerz aus. Ein qualvoller Seufzer rang sich mühsam aus ihrer Brust, sie sank auf die Kniee und faltete die Hände zum Gebet. Einige Thränen rollten langsam über ihre bleichen Wangen, ihr ganzes Aeußere verrieth ein so wahres und tiefes Leiden, und doch lag im Blick eine so feste Hoffnung auf Gott, daß der Schmerz unbedingt dem Gottvertrauen weichen mußte. Sie kniecte und betete lange; endlich legte sie ihren Kopf in die Hände und weinte still.

Ein leises Klopfen an die Thür und ein sanftes Aussprechen ihres Namens mit bebender Stimme ließen sie

empor springen. Sie trocknete die Thränen, und ging zur Thür.

„Bist Du es, Marie?"

„Ja, Ebba, ich muß Dich sehen, mit Dir sprechen, sonst vergehe ich vor Unruhe," flüsterte sie durch's Schlüsselloch. — Ebba zog den Riegel von der Thür und Marie trat ein. Das Antlitz der Letzteren zeigte Spuren heftiger Bewegung, sie schloß die Thür hinter sich; die beiden jungen Damen standen einander einige Augenblicke schweigend gegenüber.

„Ebba, Ebba! Sprich, sag ein Wort," bat Marie und faßte ihre Hände. „Ich sehe, daß Du leidest."

„Nun ist es vorbei," antwortete Ebba mit einem wehmüthigen Lächeln. „Es war der erste Anblick von ihm, der mich so überraschte und mir so weh that," fügte sie hinzu, indem sie die Hand gegen das Herz preßte.

In dem Augenblicke hörte man die Mittagsglocke.

„Marie erinnere Dich, daß Niemand unser trauriges Geheimniß ahnen darf," sagte Ebba.

„Sei ruhig, auch ich will meinen Zügen gebieten zu lügen." Marie lachte bitter. Sie faßte wieder Ebba's Hände, indem sie mit Rührung sagte:

„Haßest Du Mathilden?"

„Nein, Marie, ich habe sie nie gehaßt, nicht einmal, als mein Herz blutete. Nun ist die Wunde geheilt, und nur der Anblick dieses Mannes vermochte sie nach sieben Jahren wieder aufzureißen. Aber jetzt müssen wir eilen, unsere Toilette zu machen."

„Ein Wort, ein aufrichtiges Wort; ist Deine Fröhlichkeit für gewöhnlich aufrichtig oder erheuchelt? Hast Du wirklich Deine Leiden vergessen?"

„Ich habe sie vergessen, wenn sie durch nichts in mein Gedächtniß zurückgerufen werden, und dann ist meine Fröhlichkeit Wahrheit, gute Marie. Du weißt ja, daß mein

von Natur heiteres Temperament wenig für langjährigen Kummer geeignet ist."

„O Dank für diese Worte! Du weißt nicht, wie sehr ich leide bei dem Gedanken, daß meine Schwester die Ursache ist zu allem Kummer, der Dich getroffen hat."

„Still, sprich nicht mehr davon; wir müssen hinuntergehen, es wird zum zweiten Mal geschellt."

In Mathildens Zimmer wurde eine andere Scene aufgeführt; auch sie hatte ihre Thür verschlossen. Die schöne Frau überließ sich dem zügellosen Ausbruch des Zorns, während folgende, unzusammenhängende Worte über ihre Lippen kamen:

„Ach, es ist abscheulich, diesen Mann wieder zu sehen! — und das in Ebba's Gegenwart. ... Ich hasse sie beide gleich sehr ... weil ich sie fürchte." — Mathilde weinte vor Verdruß. — „Wenn Carl erfahren sollte, daß es seinetwegen war, daß ... was liegt daran? Sollte Carl Ebba lieben? O! da könnte ich dies benutzen, sie in seiner Achtung zu stürzen. — Hüte Dich, Carl, ich kann meinerseits Dich dieselben Qualen leiden lassen, die Du mich ausstehen ließest. — Was habe ich eigentlich gethan? — ich bin schön gewesen — habe gefallen ... habe mich meines Vortheils zu meinem Vergnügen bedient. ... Ist es mein Fehler, daß alle diese Männer verrückt waren? Kann ich dafür, daß ich sie nicht geliebt habe ... daß ich nur einen Einzigen geliebt habe? ... und daß dieser Eine mich verachtete. Nein, ich habe nichts zu fürchten, aber viel zu rächen, an Carl und dieser verhaßten Ebba, die ich vernichten werde, falls Carl sie liebt." — Mathilde stampfte mit dem Fuße und klingelte heftig nach

ihrem Kammermädchen, die gleich bei ihrem Eintritte mit einer ganzen Fluth von Scheltworten von ihrer Gebieterin überschüttet wurde. — —

Abends finden wir die Gesellschaft im untern Salon versammelt.

„Sie erwähnten, daß das kleine Haus im Holze seine Geschichte habe, aber vielleicht ist es ein Familiengeheimniß, Herr Oberst,“ äußerte Kapitain Stuart.

„Gewiß nicht; Skogsborg gehört unter Lindsjönäs, dessen früherer Besitzer, Baron Rubens, todt ist, so daß es nun einem entfernten Verwandten gehört. Die Geschichte dieses Hauses ist in der ganzen Gegend bekannt.“

„Bester Onkel, laß sie uns heute Abend hören,“ bat Ebba, die in einen Lehnstuhl niedergesunken war, „es regnet heute Abend, und da ist es so angenehm, eine schauerliche Geschichte zu hören.“

Alle vereinten sich zu dieser Bitte, der der Oberst mit sichtlichem Vergnügen nachkam.

„Eigentlich hat das Haus zwei Geschichten,“ begann derselbe. „Die eine betrifft seine Entstehung und die andere ist die Ursache der unheimlichen Gerüchte, welche darüber im Umlauf sind. Laßt uns mit der ersten, die sich zu Anfang des Jahres 1770 ereignete, beginnen. Lindsjönäs gehörte damals dem Mauritu Rubens, einem heftigen, stolzen und excentrischen Manne, mit starken Leidenschaften und einem unbeugsamen Character. Er verliebte sich auf einer Reise durch Frankreich in eine junge, schöne aber arme Französin von bürgerlicher Herkunft, und verheirathete sich mit ihr gegen den Willen seiner Mutter und gegen die Zustimmung seiner Familie. Einige Jahre ging Alles gut, bis der Baron als Officier in den Krieg mußte. Während seiner Abwesenheit kam ein junger Vetter der Baronin, der Maler war, nach Schweden, und hielt sich einige Zeit auf dem Schlosse auf, um die Umgegend

aufzunehmen. Die Mutter des Barons wohnte bei dem Sohne, obgleich sie einen wahren Abscheu vor der nicht ebenbürtigen französischen Schwiegertochter hatte. Die alte Baronin benutzte nun den unschuldigen Besuch des jungen Künstlers als Vorwand, um vermittelst einer schändlichen Verläumdung der jungen Frau eine Ehescheidung zwischen den Gatten herbeizuführen. Sie schrieb ihrem Sohne, daß seine Frau ihm untreu sei, und dieser heftig und leidenschaftlich, wie er war, faßte im ersten Zorne den Plan zu einer entsetzlichen Rache. Nach beendigtem Kriege, einige Monate nach der Abreise des Künstlers kehrte er zurück. Hier empfing ihn seine Mutter mit einem Briefe, der nach ihrer Aussage von dem Cousin an seine Frau geschrieben sei; auch berief die alte Baronin sich auf das Zeugniß zweier Diener, die schwere Anklagen gegen die junge Frau vorbrachten. Nachdem der Baron diese Anklagen vernommen, verbot er, irgend etwas darüber gegen seine Frau zu äußern, und beobachtete auch selbst ein unerklärliches Schweigen darüber. Gleich darauf ließ er Skogsborg mit möglichster Eile erbauen und prachtvoll einrichten. Als das Gebäude fertig war, machte er seiner nichts Böses ahnenden Frau den Vorschlag, ihn dahin zu begleiten. Die kleinen hoch liegenden Fenster, das dunkle Holz und die tiefe Einsamkeit gaben dem Gebäude etwas Unheimliches. Nachdem man alle Zimmer besehen hatte, drückte der Baron auf einem Knopf im venetianischen Spiegel, worauf sich eine verborgene Thür öffnete. Die beiden Gatten traten in dies Gemach, welches als Schlafzimmer eingerichtet war. Erst hier erhob der Baron seine Anklage, und erklärte, ohne auf die Betheuerungen ihrer Unschuld zu hören, daß diese Wohnung ihr zum lebenslänglichen Aufenthalt bestimmt sei, daß sie dieselbe nie verlassen, nie ihren Sohn oder einen andern Menschen außer ihn wiedersehen solle. Dann verließ er sie und verschloß das Gefängniß, wo sie ein nie begangenes Verbrechen

abbüßen sollte. Jeden Tag kam der Baron wieder und erschöpfte sich in den heftigsten Vorwürfen, täglich wiederholte die unglückliche Frau die Versicherungen ihrer Unschuld und bat um Befreiung, aber alle Thränen, alle Bitten waren vergeblich; so vergingen Monate. Die arme Frau gerieth aus dem Schmerz in Verzweiflung, aus der Verzweiflung in Gleichgültigkeit, und fiel endlich einem stillen Wahnsinn anheim. Schließlich nach dem Verlauf zweier Jahre starb die Mutter des Barons und erklärte auf ihrem Todtbette, daß die Schwiegertochter unschuldig sei, daß sie selbst den Brief gefälscht, und das die Diener bestochen gewesen seien. Außer sich vor Freude und Reue, eilte der Baron zu seiner Gattin, um auf seinen Knieen ihre Verzeihung zu erflehen. Er eilte durch die Zimmer, drückte an den Knopf im Spiegelrahmen, und stürzte, begleitet von seinem achtjährigen Sohne, in's Schlafzimmer. Die unglückliche Baronin lag auf dem Bett, aber ihr Lager sowie der ganze Fußboden waren mit Blut bedeckt. Mit einem Angstschrei stürzte er auf's Bett und ergriff die Hände seiner Gattin, von denen das Blut herabfloß. Sie hatte ihr Leben geendet, indem sie sich die Pulsadern geöffnet hatte. Der Baron sank bei dieser Entdeckung mit einem entsetzlichen Schrei zu Boden. Auf den Ruf des kleinen Sohnes kam ein im Hause wohnender Bediente herein und fand zwei Leichen. Denn auch der Baron hatte durch Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht; die beiden Gatten wurde in demselben Grabe beigesetzt." — Der Oberst brach ab.

„Das war eine unheimliche Geschichte," äußerte Kapitain Stuart.

„Ja, in der That, wenn man bedenkt, daß die junge Frau unschuldig war," fiel der Rittmeister ein. „Sie hatte keine gebrochenen Herzen, gestörtes Familienglück, und heimliche Verwünschungen auf ihrem Herzen, wie manche unserer jungen Salondamen, die unaufhörlich nach Eroberungen streben,

unbekümmert, ob ihr Triumphwagen über Blut oder Thränen geht." Bei diesen Worten richtete Carl seine Augen auf Mathilde, die sorglos mit einer Blume spielte.

„Die Härte der Rache des Barons verdient Verachtung," sagte Ebba.

„Aber wenn Sie bedenken, daß er getäuscht war, daß er seine Gattin leidenschaftlich liebte, und sich für betrogen hielt, werden Sie ihn weniger schuldig finden," sagte der Graf. — „Ich würde an seiner Stelle ebenso unerbittlich streng gewesen sein."

„Sie, Herr Graf?" fragte Mathilde mit eigenthümlichem Lächeln des Zweifels.

„Das scheint Sie zu verwundern, aber es ist gleichwohl wahr, daß ich grausam sein könnte, gegen das Weib, was mich betrogen hätte."

„Vielleicht streng, aber nicht grausam, Herr Graf," fiel Marie mit ihrer sanften Stimme ein.

„Gott mag wissen, wessen ich fähig sein-könnte, wenn ich mich betrogen sähe."

„Sie würden verzeihen und vergessen," sagte Ebba mit einem leisen Zittern der Stimme. Der Kapitain wurde bei diesen Worten bleich und richtete seine dunklen Augen mit einem kummervollen Ausdruck auf Ebba.

„Die Damen ergreifen die Partei der Treulosigkeit, und es ist ein Glück für diesen Geist des Abgrundes, daß er so reizende Fürsprecherinnen hat," sagte der Rittmeister mit verächtlichem Lächeln. — „Aber Du, Mathilde, beobachtest ein hartnäckiges Schweigen? Hast nicht auch Du ein Wort zur Vertheidigung für Euren Bundesgenossen bereit?"

„Nein! kein einziges," antwortete Mathilde, ihn ernst ansehend.

„Das ist zu bewundern." — Der Ton, worin diese Worte ausgesprochen wurden, war unnachahmlich.

„Findest Du die Handlungsweise des Barons richtig?“ fragte Marie.

„Ach nein — sie war allzu umständlich.“ Carl warf sich lachend in den Schaukelstuhl zurück. „Ich halte es mit dem Verfahren der Türken, die Treulose ganz einfach zu ertränken. Dann braucht man nicht täglich seine Aufwartung zu machen, bei der, die uns um unser Lebensglück betrogen hat. — Der Baron war ein exaltirter Narr und verurtheilte sich selbst zur härtesten Strafe, — nämlich sie zu sehen.“

„Aber so erinnere Dich doch, daß sie unschuldig war,“ rief Marie mit Wärme.

„Auch das ist wahr, den kleinen Umstand hatte ich vergessen, aber der bedeutete auch so wenig.“

„Was soll das heißen?“

„Daß sie Das, was sie noch nicht war, sicher eines Tags geworden wäre und deshalb that der Baron klug, dem zuvorzukommen, indem er sie einsperrte.“

„Carl, wenn man unglücklich genug ist, solche Gedanken, zu hegen, so läßt man sie gleichwohl nicht über seine Lippen gehen, wenn man Anspruch darauf macht, für einen gebildeten Mann zu gelten,“ sagte die Oberstin.

„Theure Mutter! verzeih’,“ rief der Rittmeister; und indem er vom Stuhle aufstand, nahm er ihre Hand, küßte sie ehrfurchtsvoll, und fügte hinzu: „ich vergesse stets, daß Du ein Weib bist!“

Nach einigen Augenblicken begann der Oberst wieder:

„Nun haben wir noch die letzte Geschichte zu betrachten: Des Barons Sohn wuchs heran und zeigte zeitig Anlage zu einem verschlossenen und finstern Character. — Das kleine Haus blieb unbewohnt, und wurde nur von dem alten Diener, der dort ein Zimmer hatte, in Ordnung gehalten. Einmal im Jahr, am Todestage der Eltern, begab Baron Anton sich dahin, und schloß sich dort in dem geheimen Gemach ein. —

Der Baron verheirathete sich und bekam zwei Söhne, von denen der älteste als Fideicommißerbe alle großen Besitzungen übernehmen sollte, während der andere nur ein unbedeutendes Vermögen zu erwarten hatte. — Diese ungerechte Bestimmung erweckte schon in frühen Jahren einen unüberwindlichen Neid bei dem jüngern Bruder, der von Natur einen finstern und gefühllosen Character hatte. Der Aelteste, August, hatte einen heiteren lebensfrohen Sinn. — Kurz nachdem August mündig geworden war, starb der Vater, und der junge Fideicommissarius trat sein unermeßliches Vermögen an. — Das Jahr darauf machte er eine Reise in's Ausland, durchstreifte die meisten europäischen Länder und ging endlich, da seine Reiselust noch immer nicht befriedigt war, nach den englischen Colonien in Westindien, wo er sich einige Jahre aufhielt. Hier verliebte er sich in eine junge Indianerin von wunderbarer Schönheit und schrieb nach Hause, daß er sich mit seiner Arinda verheirathet habe. — Ein Jahr später kam er nach Schweden zurück, indem er seine Frau und einen kleinen Sohn mitbrachte. — Aber in Gothenburg erkrankte er und starb. In den letzten Tagen seiner Krankheit, wo er besinnungslos war, verschwanden Arinda und ihr Kind, sowie eine indianische Dienerin, die sie mit hatten, spurlos. — Unter den Papieren des Verstorbenen befand sich keins, welches die Angabe, daß Arinda seine Frau sei, bestätigte. Der überlebende Bruder erklärte, daß sie nur seine Geliebte gewesen sei, was man im Gerichte annehmen mußte, da kein Beweis für's Gegentheil vorgebracht werden konnte. Auf diesen Grund hin, trat der jüngere Bruder den Besitz des Fideicommisses an, und Jahre verschwanden, ohne daß man weder von Mutter noch Kind etwas hörte. — Zehn Jahre waren seitdem verflossen, als sich eines Tags das Gerücht verbreitete, daß der Baron auf Skogsborg ermordet sei. — Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

In einer schönen Nacht des Monat August hatten einige meiner Freunde sich auf der Jagd bis nach Skogsborg verirrt. Da sie längst neugierig gewesen, das Gebäude einmal näher kennen zu lernen, beschlossen sie nun, die Gelegenheit wahrzunehmen, und standen gerade im Begriff hinein zu dringen, als sie vor einem furchtbaren Angstschrei, der vom Innern des Hauses kam, erbebten. Sie boten Alles auf, um in die unheimliche Wohnung zu dringen, doch ihre Bemühungen schienen vergeblich zu sein, da die Thür von Eichenholz, stark mit Eisen beschlagen, kräftigen Widerstand bot. Schließlich machte einer von ihnen den Vorschlag, durch eins der kleinen Fenster hineinzukriechen. Dem schlankesten von ihnen gelang es auch, indem er auf die Schultern eines Kameraden stieg, in ein Vorzimmer zu kommen und die Thür für die Uebrigen zu öffnen. Gerade in dem Augenblick, als er den Riegel zurückschob, hörte man ein wildes, unheimliches Lachen, und bevor die Angekommenen noch ihre Gedanken zu sammeln oder einen Entschluß zu fassen vermochten, stürzte eine Frau mit braungelber Haut und schwarzem Haar unter einem wilden Gelächter an ihnen vorbei in's Holz hinein. — Die Nacht war ziemlich dunkel. Nachdem die jungen Abenteurer sich etwas von ihrer Bestürzung erholt hatten, eilten zwei von ihnen der Entflohenen nach. Die übrigen drei Freunde wandten ihre Aufmerksamkeit dem Innern des Hauses zu. — Sie durchwanderten die drei Zimmer, die wir besehen haben, und fanden die verborgene Thür geöffnet und vor der Schwelle den Baron in seinem Blute liegend, mit mehren Dolchstichen im Rücken. — Das entflohene Weib hatte man vergebens im Walde gesucht, am andern Morgen fand man ihre Leiche im Flusse. — Die gerichtliche Untersuchung führte zu keiner Entdeckung. — Der alte Diener, welcher das Haus bewohnte, war bei dem Anblick der Leiche des Barons wahnsinnig geworden und hatte keine Aufklärung geben können. Man setzte

ihn wieder in Freiheit und er kehrte nach Skogsborg zurück, wo er noch heutigen Tags eine Unterstützung von dem jetzigen Besitzer genießt. — Der alte Diener ist noch geistesschwach, obgleich ruhig und still. — Das Fideicommiß wurde von einem entfernten Verwandten angetreten."

Hätte jemand während dieser Erzählung den Kapitain Stuart beobachtet, so würde er bemerkt haben, daß dieser mit großer Bewegung und fieberhafter Aufmerksamkeit jedem Worte lauschte. Aber Niemand beachtete ihn, denn jeder schien an diesem Abend ganz von dem Interesse hingerissen zu sein, was die Erzählung einflößte.

„Ist das Alles, was man von der unglücklichen Frau weiß?" fragte der Kapitain.

„Ja, Alles — beinahe dreißig Jahre sind seitdem verflossen, und die ganze Sache ist fast vergessen. Nur der Schrecken vor diesem Hause lebt noch im Volke, und Niemand besucht ohne Noth den Theil des Waldes."

Man wurde zum Abendessen gerufen, und nachher ging die Gesellschaft auseinander.

Ebba saß lange am offenen Fenster und träumte. Ueber ihr sonst so heiteres Gesicht hatte sich der Ausdruck tiefer Trauer verbreitet. Sie hörte Schritte nahen und richtete mit einem tiefen Erröthen ihre Blicke nach der Gegend, woher sie kamen. In einiger Entfernung erblickte sie den Kapitain Stuart, der sich mit zögernden Schritten näherte, indem er auf englisch flüsterte:

„Ebba gönne mir einige Minuten; ich muß mit Dir sprechen."

„Wir beide haben einander nichts zu sagen," antwortete Ebba und erhob sich mit einem leichten Zittern, „wir sind ja todt für einander." In ihrer Stimme lag etwas Trauriges, Mildes und doch zugleich Würdevolles.

„Das habe ich nicht vergessen. — Aber Ebba, Sie mit Ihrem guten Herzen und Ihrer Selbstverleugnung, werden mir auch jetzt eine dringende Bitte nicht abschlagen können. Werden Sie mein Schutzengel, wie ich früher Ihr böser Engel war. — Wollen Sie nochmals wiederholen, wir sind todt für einander?“

„Nein, das werde ich gewiß nicht.“ Ebba's Stimme war ruhig, und ein Zug des Mitleidens lag über ihrem Gesicht verbreitet; „noch nie habe ich einem Nebenmenschen einen Dienst verweigert, wenn es in meiner Macht lag, ihn zu leisten.“

„Ich bin also nun Ihr Nebenmensch?“

„Ja; — aber wenn ich Ihnen dienen kann, Tom, so können Sie versichert sein, daß ich es thun werde.“

Der Kapitain näherte sich dem Fenster und reichte Ebba einen Brief, indem er sagte:

„Lesen Sie diesen, Ebba, und thun Sie dann, was Ihr Herz Ihnen gebietet, ich lege mein Schicksal in Ihre Hände.“ Damit entfernte er sich.

Ebba schloß das Fenster, zog sich in's Zimmer zurück, und las Folgendes:

„Theure Ebba! Da ich zu viele Beweise von Ihrem Edelmuth und Ihrem guten Herzen habe, verschmähe ich jede weitere Einleitung, und begnüge mich damit, Ihnen einfach meinen Wunsch auszusprechen, indem ich Sie von meiner Herkunft und Stellung in Kenntniß setze. Dieser August Rubens, der in Gothenburg starb und sich mit einer Indianerin verheirathet hatte, war mein Vater, und Arinda, meine Mutter. Ich bin das Kind, welches mit der indianischen Dienerin während der Krankheit meines Vaters verschwand.

Mein Onkel hatte uns fortführen und nach Skogsborg bringen lassen, wo wir unter der Aufsicht eines ihm blind ergebenen Dieners standen. — Das traurige Schicksal meiner Mutter wurde noch durch die Sorge um meine Zukunft er-

schwert. — Eines Tages machte mein Onkel bei einem Besuch meiner Mutter den Vorschlag, daß Adla, die alte Dienerin, mit mir nach Indien zurückkehren sollte, unter der Bedingung, daß meine Mutter bei ihrem Crucifix — denn sie war Katholikin — schwöre, weder in meine noch in Adla's Hände Papiere zu geben, die meine Geburt beweisen könnten; Adla mußte sich eidlich verpflichten, weder selbst nach Schweden zurückzukehren, noch mir die Rückkehr zu gestatten. Da meine Mutter reiche Verwandten in Indien hatte, willigte sie gern in diese Bedingungen, froh unter dem Schutze der treuen Dienerin, mich vor den weiteren Verfolgungen gesichert zu wissen. — Beim Abschied, der einige Stunden später und in der Gegenwart des Barons stattfand, hatte sie einen Zettel mit folgenden Worten in Adla's Hand gedrückt: „Wenn Tom ein Mann ist, oder Du Dein Ende nähern fühlst, so bitte ihn, nach Schweden zurückzukehren und in dies Zimmer einzudringen. Im Fuße des Crucifixes wird er die Papiere finden, die seine Geburt bestätigen. Bis dahin will ich wachen und beten." — Wir kamen glücklich nach Indien, wo ich von den Verwandten meiner Mutter erzogen wurde, die mich, als ich älter wurde, nach England schickten. — Meiner Mutter Schicksal und Ende kennst Du durch die Erzählung des Obersten. Vor einem Jahr machte Adla mir auf ihrem Todtenbette diese Mittheilungen.

Verschaffe mir nur ein Mittel, in dies Zimmer einzudringen, um mich der Papiere zu bemächtigen, die meine arme Mutter so sorgfältig für ihr Kind bewahrte. — Das Crucifix soll ich nach Adla's Worten in dem geheimen Zimmer befinden. Meine Bitte ist, daß Du mir die Schlüssel verschaffest, die dem Obersten anvertraut sind. Ich werde Dir dafür ewig dankbar sein.

Dein Dir bis in den Tod ergebener

Tom.

Weder der Kapitain, noch Ebba hatten eine Ahnung davon, daß von dem gegenüberliegenden kleineren Gebäude, welches von den jungen Herren bewohnt wurde, ihre ganze Unterredung von zwei Augen beobachtet worden war, wenn auch die Worte nicht gehört wurden.

Nachdem der Kapitain sich entfernt und Ebba sich zurückgezogen hatte, begann Carl mit raschen Schritten sein Zimmer zu messen. — Die heftigste Eifersucht hatte ihn ergriffen, obgleich er es fortwährend vor sich selbst leugnen wollte, daß Ebba ihn interessire. Sie war ja ein Weib, und also nicht werth, daß man sie der Beachtung würdigte. — Aber trotzdem kehrten seine Gedanken unaufhörlich zu der Unterredung zwischen Ebba und dem Kapitain zurück, und trieben ihm das Blut in's Gesicht.

Am folgenden Morgen eilte Ebba sehr zeitig die Treppe hinab. — Kein Schatten von Wehmuth oder Sorge verdunkelte ihr reines und lebhaftes Auge. Sie blieb einen Augenblick auf der Balkontreppe stehen, und schien mit vollen Zügen die frische, balsamische Morgenluft einzuathmen. Dann rief sie einen Bedienten und bat ihn, ein Buch, was sie in der Hand hielt, dem Kapitain Stuart zu bringen. In demselben lag ein Papier mit folgenden auf englisch geschriebenen Worten:

„Ich will versuchen, Ihnen die wichtigen Papiere zu verschaffen, ohne daß es nöthig wäre, die meinem Onkel anvertrauten Schlüssel auszuliefern."

Ebba.

Nachdem der Bediente sich entfernt hatte, wollte Ebba weiter gehen, als ein entsetzliches Gepolter ihre Ohren traf, und eine Kinderstimme in demselben Augenblick vom Salon aus in die Worte ausbrach:

„Mein Gott, ich bin unglücklich!“ worauf heftiges Schluchzen folgte.

Mit einigen leichten Schritten war Ebba wieder oben, und stand im nächsten Augenblick vor der Thür, von wo das Gepolter und Schluchzen kam. Sie fand Marie schon da.

„Edward hat etwas entzwei geschlagen,“ sagte Marie.

„Was kann es sein, er weint!“

„Wenn es nur nicht Gustav Wasa ist,“ rief Marie erschrocken, „denn dann wird Onkel sehr böse.“

Ohne zu antworten, drehte Ebba rasch den Schlüssel in der Thür um, und als diese aufging, bot sich ihnen ein trauriger Anblick dar. Eine Büste von colossaler Größe, Gustav Wasa vorstellend, die ihren Platz auf einem Piedestal mitten vor dem Spiegel im großen Salon gehabt hatte, war herab gefallen und in mehre Stücke zerbrochen. Mitten zwischen den Scherben lag der kleine Edward auf den Knieen, weinend und die Hände ringend.

„Mein Gott, Edward, was hast Du gemacht,“ rief Marie.

„Tante Marie, Tante Marie, ich bin unglücklich, ich habe das schöne Brustbild zerschlagen," schluchzte der Knabe.

„Wie kam es?" fragte Ebba.

„Ich wollte hinaufklettern und auf seinen Schultern reiten, und da stieß ich so daran, daß ... daß ..."

„Daß es niederfiel. — Wie Onkel traurig werden wird," sagte Marie betrübt.

„Ach, das ist es gerade, was mich so unglücklich macht, weil ich weiß, wie viel Onkel davon hielt," sagte das Kind und brach von Neuem in Weinen aus.

In diesem Augenblick hörte man die Stimme des Obersten.

„Guten Morgen, Marie, guten Morgen, Ebba! Was habt Ihr vorgehabt, daß solch' ein Donnerschlag durch's ganze Haus geht?"

Der Oberst vermochte nicht mehr zu sagen, denn nun stand er vor der Thür und sah die Zerstörung.

Einen Augenblick stand er stumm und betrachtete die Scene, dann ging er zu Edward und nahm ihn beim Kragen:

„Was hast Du wieder gemacht, Junge?" — er erhob den Arm, um seine Worte mit einem Schlage zu begleiten, aber in demselben Augenblick wurde sein Arm von vier Frauenhänden umfaßt; und zwei schöne Lippen riefen:

„Bester Onkel, höre uns: Edward ist nicht allein schuldig." Der Oberst ließ den Arm sinken, und sah mit zornfunkelnden Blicken auf die beiden Bittenden, indem er mit strenger Stimme fragte:

„Hat er sie nicht entzwei geschlagen?" ...

„Die Büste, ja," sagte Ebba, „aber er konnte nicht dafür, die Schuld lag. . . ."

„Nur an mir," sagte der Knabe mit fester Stimme. „Ich habe die Schläge verdient, Onkel, aber ich kann doch nicht gut machen, was geschehen ist, und deswegen bin ich so unglücklich." — Hiermit brach er in neues Schluchzen aus.

„Komm mit mir," war Alles was der Oberst sagte, indem er den Knaben an der Hand nahm.

„Onkel!" Marie nahm des Obersten andere Hand und sah ihn bittend an:

„Laß mich los," sagte der Oberst und ging mit dem Knaben aus dem Zimmer. In der Thür begegnete er dem Grafen, Mathilden und dem Rittmeister, die ebenfalls durch den Lärm herbeigelockt waren, aber, ohne ein Wort zu sagen, ging der Oberst an ihnen vorbei. Beim Anblick dieser Zuschauer sagte Ebba:

„Edward hat das Unglück mit der Büste gehabt, das ist ein unersetzlicher Verlust."

„Welchen Du durch eine Unwahrheit gut zu machen suchtest;" sagte der Rittmeister lächelnd; „aber der Junge war zu stolz, um sich durch eine Unwahrheit von der Strafe frei zu kaufen, auch wenn sie von so zarten Lippen kam."

„Und daran that er ganz Recht, finde ich bei reiflicherem Nachdenken," antwortete Ebba mit einer etwas lebhafteren Farbe als gewöhnlich. Dann ging sie die Treppe zum Garten hinunter, wohin der Rittmeister ihr folgte.

„Deine Unwahrheit, womit Du sogleich bei der Hand warst, rührte also nur von der Gewohnheit, nicht vom Mitleid her."

„Was meinst Du selbst?"

„Wenn Gewohnheit und Natur gemeinsame Sache gegen die Wahrheit machen, bleibt wol kein Zweifel, daß diese geflohen ist."

„Du hast eigenthümliche Begriffe über unser Geschlecht, aber Du erinnerst Dich wol, daß ich Deine Widersacherin bin, und die Tugend vertheidige."

„Wie sollte ich das vergessen können; namentlich da ich gestern Abend, oder richtiger gesagt, diese Nacht eine neue Erinnerung daran bekam."

„Durch Onkels Erzählung?"

„Ach nein, durch Dich."

„Wirklich! Ich wüßte nicht wodurch."

„Ich bin auch vollkommen überzeugt, daß Du keine Ahnung von meiner Anwesenheit hattest," antwortete der Rittmeister mit einem eigenen Lächeln.

Kapitain Stuart kam jetzt von der andern Wohnung.

Carl begann wieder mit leiser Stimme:

„Vielleicht soll ich Dich verlassen, damit Du das Gespräch von dieser Nacht mit Kapitain Stuart fortsetzen kannst." — Ebba erröthete und Carl begleitete seine Worte mit einem fast verächtlichen Lächeln, indem er hinzufügte: „Du gabst mir da eine gute Waffe gegen Dich und Dein Geschlecht."

Ebba sah ihn ernst an, in ihrem reinen Blick lag Ruhe und Würde, als sie antwortete:

„Nein, Carl, Alles, was Kapitain Stuart und ich einander zu sagen hatten, wurde gestern Abend gesagt; und was die Waffe anbetrifft, welche Du damit in die Hand bekommen zu haben meinst, so trotze ich Dir, daß Du damit solltest beweisen können, daß die Tugend auf unsern Lippen nur ein leeres Wort ohne Bedeutung sei." — Ebba hob ihren schönen Kopf stolz, und entfernte sich, ohne ihrem Cousin Zeit zu einer Antwort zu lassen.

Während der Rittmeister dem Kapitain entgegen ging, dachte er:

„Jeder Andere sollte durch den reinen Ausdruck ihres Blicks betrogen werden, aber mich täuscht sie nicht so leicht, — ich sah sie erröthen und das Zeugniß des Blutes ist sicherer, als das der Lippen. — Ich muß versuchen Ebba's Bild aus meiner Seele zu drängen, wenn auch das Herz darüber brechen sollte."

Einige Stunden später waren Alle im Speisesaal versammelt.

Der Oberst war still und die ganze Stimmung etwas gedrückt. Edward erschien nicht. Ebba führte ein leises, aber lebhaftes Gespräch mit dem Maler. Mathildens schönes Gesicht trug den Ausdruck der Melancholie.

Der Lieutenant und der Graf boten Alles auf, um sie zu zerstreuen, aber vergeblich.

Kapitain Stuart fixirte sie fast unaufhörlich mit einem Ausdruck, der schwer zu deuten war.

Nach dem Schluß der Mahlzeit verschwanden Ebba und der Künstler.

Kapitain Stuart nahm Abschied, er beabsichtigte einige Tage nach der Stadt R. zurückzukehren; versprach aber baldiges Wiederkommen. Der Rittmeister erklärte, daß er Geschäfte in der Stadt habe, und deswegen den Kapitain begleiten werde.

Nachdem Alle, außer dem Grafen, das Zimmer verlassen hatten, näherte Mathilde sich dem Obersten, indem sie mit weicher Stimme sagte:

„Guter Onkel, sei nicht böse auf den armen Edward!" — Der Graf glaubte sie nie schöner gefunden zu haben, als in diesem Augenblick.

„Mische Dich nicht in meine Angelegenheiten, Mathilde," antwortete der Oberst kalt, „sondern sorge lieber dafür, daß Du Dich nicht selbst gegen Deine Untergebenen vergehst;" und damit verließ er das Zimmer.

Mathilde, die in des Grafen Auge als der Engel der Versöhnung dastehen wollte, wurde glühend roth, und sagte, indem sie sich den Schein gab, als sähe sie den Grafen jetzt erst:

„Ach, sind Sie hier, Herr Graf! ich meinte, daß Sie hinausgingen."

„Ach, gnädige Frau, ich war ein unbemerkter Zeuge der Fürbitte, zu der Ihr gutes Herz Sie trieb."

Mathilde, in deren Ohren noch die Antwort des Obersten tönte, zog die Augenbrauen zusammen, und sagte mit ungeduldiger Stimme:

„Seien Sie so gut, mich zu verlassen Herr Graf, es ist mir peinlich, Sie stets in meiner Nähe zu sehen.“

„Wodurch habe ich mir denn Ihr Mißfallen zugezogen?“ der Graf ging einen Schritt näher.

„Dadurch, daß Sie stehen bleiben, wenn ich Sie bitte zu gehen,“ antwortete Mathilde und ging hinaus.

Dem Grafen kam für einen Augenblick der Gedanke, daß sie launenhaft sei; aber auch nur für einen Augenblick ging ihm dieser Gedanke durch den Kopf.

Unterdessen hatten Ebba und der Künstler sich in die Wohnung des Inspectors begeben, wo nun ein ernsthafter Rath gepflogen wurde.

Auf dem aufgeschlagenen Eßtische lagen die Scherben der zerbrochenen Büste, und vor demselben standen Ebba und der Künstler.

„Glauben Sie, Herr Wall, daß es möglich ist, die Stücke wieder aneinanderzusetzen?“ fragte Ebba.

„Wir müssen es versuchen,“ war die Antwort.

„Aber niemand darf davon wissen, bis es geglückt ist,“ meinte Ebba.

Marie suchte den Obersten auf, um sich nach Edward's Schicksal zu erkundigen.

Der Oberst saß in seinem Zimmer und las Zeitungen, während er mit besonderer Heftigkeit eine Rauchwolke nach der anderen aus seiner Tabakspfeife stieß. Die Thür wurde geöffnet und Marie trat ein. Bei dem Laut ihrer Schritte richtete der Oberst den Kopf auf, und sah sie an.

„Was willst Du Marie?“ fragte er.

„Theurer Onkel, laßt mich Edward sehen,“ bat sie, indem sie näher kam.

„Nein, er soll zur Strafe Niemanden sehen, findest Du das zu hart?“

„Gewiß nicht, aber . . .“

„Deine natürliche Schwachheit treibt Dich, ihn zu trösten. Als Du alle Rechte über das Kind mir übertrugst, gabst Du mir auch das Recht, seine Fehler zu bestrafen.“

„Onkel,“ rief Marie mit Thränen in den Augen, „Du weißt, wie sehr ich dieses Kind liebe, und wie unbegrenzt mein Vertrauen zu Deiner Güte ist, laß mich deshalb mit ihm sprechen.“

„Was willst Du ihm sagen?“

„Alles, was mir mein Herz eingiebt. Bedenke, daß der arme Knabe eine Waise ist, und für sein ganzes Leben nur auf Barmherzigkeit, nie auf Elternliebe rechnen darf.“

„Weshalb hast Du ihn einer Mutter beraubt, Marie?“ In der Stimme des Obersten lag eine Anklage.

Marie neigte ihr Haupt und flüsterte schluchzend:

„Wieder dieser Argwohn.“

„Du hast Recht, ich habe einmal mein Wort gegeben, den Knaben zu nehmen, ohne nach seiner Herkunft zu forschen, und jede Anspielung darauf ist also ein Unrecht. Nimm hier den Schlüssel. Der Knabe ist im grünen Zimmer eingeschlossen.“ Marie drückte einen dankbaren Kuß auf die Hand des Obersten und verließ das Zimmer.

Einige Augenblicke später saß sie in dem grünen Zimmer, den weinenden Knaben an ihre Brust gedrückt. Mit milden und ernsten Worten suchte sie ihm klar zu machen, daß seine wilde und zügellose Fröhlichkeit so manche Unannehmlichkeiten veranlaßten, und seine kindlichen Freuden allzutheuer erkauft seien, wenn sie Anderen Schmerz bereiteten. Edward schlang

seine Arme um ihren Hals und versprach sich zu bessern; nachdem er sich an ihrer Brust müde geweint, verließ sie ihren kleinen Schützling, verschloß sein Gefängniß und händigte den Schlüssel dem Obersten wieder ein.

„Nun, wie fandest Du Edward?“ fragte dieser.

„Er war in die wilde Verzweiflung seines Alters versenkt, als ich eintrat,“ sagte sie; „aber nun ist er ruhiger und beweint nur noch bitter den Verlust, den er seinem geliebten Onkel zugefügt hat.“

„So.“ — Das war Alles, was der Oberst sagte, aber eine Stunde später ging er, selbst seinen kleinen Gefangenen wieder in Freiheit zu setzen; indem er sagte:

„Edward komm, nun sollst Du mit mir auf's Feld gehen.“

Der Knabe ergriff schluchzend seine Hand.

„Höre auf zu weinen, mein Junge, oder findest Du, daß das sich für einen Knaben schickt; komm, wir wollen das Geschehene vergessen.“

Als Marie bei Mathilde eintrat, fand sie diese beschäftigt, Lisette auszuzanken, weil ihr Anzug nicht gut saß.

„Das ist doch gut, daß Du einmal kommst,“ rief Mathilde Marien entgegen, „ich dachte gerade darüber nach, womit Du Dir wohl die Zeit vertreibst, denn bei mir bist Du nie, obgleich das Dein rechter Platz wäre, . . . wenn . . .“

„Wenn Du meiner bedarfst,“ antwortete Marie und sah der Schwester gerade in's Auge. „Aber um ein Kleid anzuprobiren, gebrauchst Du nur Lisetten. Ich war bei Edward.“ Marie betonte das letzte Wort scharf. Mathilde wechselte die Farbe und fiel mit Heftigkeit ein:

„Darf ich bitten, mir endlich einmal von diesem uner-

träglichen Buben zu schweigen; Du weißt, daß sein bloßer Anblick mein Blut in Wallung bringt."

„Ja, das weiß ich;" Mariens Ton schien die Schwester noch mehr zu reizen, denn sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden, und schrie:

„Schweig, Marie!" In dem Augenblick ging die Thür auf und Mathildens Vater, der Baron Remmer, trat ein. Augenblicklich war sie wie umgewandelt und ging ihrem Vater mit einem Lächeln entgegen.

Mathilde hatte seit ihrer Kindheit eine große Ehrfurcht vor ihrem Vater bewahrt; sowie auch eine gewisse Anhänglichkeit und Liebe, in soweit ihr egoistischer Charakter dies zuließ.

Auf Ljungstahof waren alle in Schlaf versunken, als Ebba am Abend in einem dunklen Reitercostüme die Balkontreppe hinunter stieg und den Weg nach dem Stalle einschlug, wo der alte Kutscher des Barons Remmer ihrer mit einem gesattelten Pferde wartete.

„Sieh hier, mein Freund," sagte sie, indem sie ihm ein Trinkgeld in die Hand drückte. „Aber erinnere Dich, daß Du Niemanden etwas von meiner Ausflucht sagen darfst."

„Ach, Sie kennen mich, gnädige Frau, und wissen aus Erfahrung, daß ich schweigen kann," war die Antwort.

Ebba schwang sich leicht wie ein Vogel auf's Pferd, und eilte mit der Schnelle des Blitzes davon. Nachdem sie eine viertel Meile auf der Landstraße geritten, wandte sie sich dem Gehölze zu, und schlug den Weg nach Skogsborg ein. Nach einem Ritt von zwei Stunden, hielt sie in der Nähe dieses unheimlichen Gebäudes. Sie sprang vom Pferde, band dieses an einen Baum und näherte sich dem Eingang. Die Nacht war weit vorgeschritten und hatte ziemliche Dunkelheit über die

ganze Gegend verbreitet. Der stille Wald, das einsame Haus mit seinen blutigen Erinnerungen, Alles war geeignet, auch einem muthigen Herzen Furcht einzujagen. Sie stand zitternd und lauschte am Eingange, nicht ohne Furcht, von dem halb wahnsinnigen Hüter dieser Wohnung bemerkt zu werden. Als sie sich überzeugt hatte, daß Alles im Hause still war, steckte sie den Schlüssel in's Schloß, öffnete vorsichtig die schwere Thür, und trat mit hörbarem Herzklopfen in das mit grauen Marmorpfeilern versehene Vorzimmer. Ebba drückte die Hände auf die keuchende Brust, und stützte sich gegen einen Pfeiler, um Kraft zum Weiterschreiten zu holen. Nach einigen Augenblicken des Zweifels ging sie weiter zur Thür, welche in die innern Zimmer führte, auch diese öffnete sich und sie befand sich nun in dem achteckigem Saale. Ohne sich weiterem Zagen und Zweifeln hinzugeben, ging sie nun durch die andern Zimmer, und befand sich bald vor dem Spiegel, hinter dessen glänzendem Glase so viel Blut und Thränen geflossen waren. Die Silberstrahlen des Mondes fielen auf den reich vergoldeten Rahmen, den Ebba genau betrachtete, um die geheime Feder zu entdecken. Sie drückte an mehre Stellen, aber ohne Erfolg, schließlich murmelte sie für sich selbst:

„Onkel sprach von einem Knopf im Rahmen, aber ich sehe keinen solchen," wieder untersuchte sie die wunderbare Einfassung genau, und rief endlich beinahe froh: „Sieh da!" Indem sie auf einen kleinen Knopf drückte, der in einer vergoldeten Rose angebracht war, fühlte sie, wie der Spiegel nachgab und sich in seinen unsichtbaren Angeln drehte. Das Zimmer, welches sich in der dunkeln Sommernacht jetzt vor Ebba öffnete, hatte etwas Geheimnißvolles. Es entbehrte der Fenster und bekam sein Licht durch ein gewölbtes Glas im Dach. Die Wände waren von weißem Marmor, die Möbel bestanden aus einem altmodischen Bett, mit dunkel rothen, schweren Damastgardinen, einer Toilette in altmodischer Form, hohen Stühlen

mit dunkelrothem Ueberzug und einem Betpult mit einem silbernen Crucifix. Aber was Schauder einflößte, waren die Spuren des vergoßenen Blutes, die sich noch in diesem Zimmer befanden. Die eine Wand in der Nähe der Thür war mit dunkeln Blutflecken bespritzt, und die dunkeln Flecke auf dem Fußboden, schienen ebenfalls von dem hier verübten Morde sprechen zu wollen.

Ebba fühlte ein krampfhaftes Zittern durch ihren Körper gehen bei diesen unheimlichen Zeichen, die der Mond mit seinem matten Scheine beleuchtete. Sie war einige Augenblicke an der Schwelle stehen geblieben, aber wurde nun durch einen schrillenden Laut hinter ihrem Rücken, aus ihren unheimlichen Betrachtungen geweckt. Erschrocken wandte sie sich um. Die Spiegelthür, durch die sie eingetreten war, war durch irgend einen Luftzug zugeschlagen und in's Schloß gefallen. Ebba dachte in diesem Augenblick, nachdem sie die Ursache des Geräusches erkannt hatte, nicht weiter darüber nach, sondern eilte an's Betpult. Hier hob sie das Crucifix mit einem eigenen Gefühl von Ehrfurcht auf. Es war in Silber gearbeitet, und ein wirkliches Kunstwerk. Das Kreuz ruhte auf einer kleinen Plattform von schwarzem Ebenholz, die compact zu sein schien. Ebba drückte ihre Lippen mit Rührung auf das Christusbild, wickelte das Crucifix in ihr Taschentuch, und rüstete sich, das Zimmer zu verlassen. Aber als sie sich umwandte, sah sie zwei eben solche Nischen, als die, wodurch sie eingetreten war, mit Spiegeln im Hintergrunde. Sie näherte sich dem in dessen Nähe sich die Blutspuren befanden, und kaum den Fußboden mit ihren Füßen berührend, stand sie vor dem glänzenden Spiegel, der kalt ihr Bild zurückgab, ohne ihr eine Spur anzudeuten, wie sie hinaus gelangen könnte. Ebba gab sich alle Mühe die geheime Feder zu finden. Sie legte das Crucifix hin, und begann erst mit Ruhe, dann mit Eifer und schließlich mit fieberhafter Aufregung auf jede Rosette, jede Blume und

Knospe zu drücken, aber vergebens. Die Einsamkeit, das unheimliche Zimmer, Alles trug dazu bei, das Blut mit rasender Heftigkeit durch ihre Adern zu jagen, es sauste vor ihren Ohren, Thränen der Angst und Verzweiflung rollten über ihre Wangen, während sie mit gerungenen Händen ausrief:

„Mein Gott, mein Gott, hilf mir; erbarme Dich meiner.“ In demselben Augenblicke schallte ein unheimliches Lachen durch das Haus, begleitet von Schluchzen und Stöhnen. Ebba sank auf die Knie, ohne zu wissen, was sie that, denn das Blut schien in ihren Adern erstarrt. Eine unheimliche Stille folgte darauf.

Sie begann wieder zu athmen und lauschte mit zitterndem Körper und erstarrten Gliedern. Schließlich erhob sie sich wieder, und versuchte mit doppeltem Eifer aus diesem Zimmer zu entkommen, als dasselbe unheimliche und entsetzliche Lachen wieder ihre Ohren traf, und zwar diesmal in unmittelbarer Nähe. Ebba's Angst hatte den höchsten Grad erreicht, sie wandte den Kopf jedoch nach der Seite, von woher das Lachen kam, aber da ergriff eine eiskalte Hand sie an der Schulter. Muth, Seelenstärke, und Kräfte verließen sie nun gänzlich und einen Angstruf ausstoßend, stürzte sie besinnungslos auf den blutbefleckten Fußboden.

Die Sonne schien klar und warm in den Speisesaal auf Ljungstahof, während man beim Frühstück versammelt war. —

„Wo mag Ebba sein?“ fragte der Oberst, „sie pflegt sonst sehr pünktlich zu sein.“

„Ebba hat wol einen Spaziergang gemacht,“ antwortete die Oberstin.

Man begann zu essen.

„Ist Carl noch nicht von R. zurückgekommen?“ fragte der Oberst.

„Nein, guter Eldner, Du weißt wol, wenn Carl den Einfall bekommt zu reisen, darf man ihn nicht so bald zurück erwarten.“

„Ja, er ist, weiß Gott, voller Laune wie ein . . .“

„Wie eine junge Witwe,“ fiel der Lieutenant ein, und trank ein Glas Porter.

„Das war ein Hieb für Dich, Mathilde,“ meinte der Oberst.

„Aber ich beziehe ihn durchaus nicht auf mich,“ antwortete Mathilde lächelnd, „denn hier giebt es mehre Witwen außer mir.“

„Die Frau Kapitainin zum Beispiel,“ meinte der Lieutenant lächelnd.

„Das klingt, als wenn Ebba Dich schlecht behandelt hätte, lieber Fries,“ sagte der Oberst lachend.

„Ach, so gut ist es mir nicht geworden, bester Onkel,“ meinte der Lieutenant, indem er mit gutem Appetit weiter aß; „sie hat mich leider gar keiner Behandlung gewürdigt.“

„Sie wollen also lieber gemißhandelt werden, Herr Lieutenant,“ sagte Mathilde, die sich heute ausschließlich mit diesem beschäftigte, und den Grafen nicht zu bemerken schien.

„Von einer schönen Dame gern, gnädige Frau, — ich wünsche nichts Besseres.“

„Ein eigenthümlicher Wunsch, der einer deutlicheren Erklärung bedarf.“

„Soll ich diese Erklärung abgeben?“

„Natürlich, da Sie die Behauptung aufgestellt haben.“

„Sonst wäre Thorenhjelm der rechte dazu,“ sagte der Lieutenant, stand auf und näherte sich Mathilden.

„Weshalb das?“

Die übrige Gesellschaft war in ein anderes Gespräch verflochten.

„Weil er es ist, der heute gemißhandelt wird," sagte der Lieutenant, und sah ihr in die gefährlichen Augen.

„Leiden Sie das, Herr Lieutenant?" Mathilde zerbröckelte mit zerstreuter Miene ein Stückchen Brod, während sie hinzufügte: „aber lassen Sie uns Scherzes halber annehmen, daß Sie der Gemißhandelte wären; worin bestände denn Ihr Glück, es zu sein?"

„Darf ich einen Augenblick Thorenhjelm spielen, und mich in seine Gefühle und Stellung versetzen?" Der Lieutenant nahm neben Mathilden Platz.

„Gern; lassen Sie hören, was Sie dann denken würden."

„Betrachten Sie ihn erst."

„Weshalb das?" fragte Mathilde mit der größten Gleichgültigkeit.

„Um recht den Unterschied in unserer Weise, glücklich zu sein, beurtheilen zu können. — Finden Sie, daß er glücklich aussieht?"

„Ach nein, das kann ich gerade nicht sagen, aber lassen Sie mich hören: Sie stellen nun den Grafen vor, sind von mir mißhandelt, und fühlen sich in Folge dessen, wie Sie sagen, sehr glücklich."

„Gewiß — denn jedes Mal, wo Sie sich herabließen, unbarmherzig hart, launenhaft oder gleichgültig zu sein, würde ich denken . . ."

„Daß Sie Ihre Zeit und Ihre Gefühle ohne Hoffnung auf Erfolg zum Opfer brächten."

„Durchaus nicht, ich würde mich hüten, Derartiges zu denken. — Im Gegentheil würde ich mich wirklich beglückt fühlen, wohl wissend, daß wenn eine Dame jemanden die Ehre einer launenhaften Behandlung erweist, er ihr nicht gleichgültig sein kann."

„Was behaupten Sie da?"

„Die reine Wahrheit, gnädige Frau; denn Der, für den sie kein Interesse hat, wird weder ihre liebenswürdigen, noch schlechten Launen spüren. — Sie haben heute lauter Sonnenschein für meinen Freund Fries und daraus schließe ich, daß Sie mein Herz mit Sturm nehmen wollen, worüber ich mich äußerst glücklich fühle, da es längst zu Ihren Füßen liegt."

„Das hat keinen Zusammenhang, bedenken Sie, wenn ich auch gegen Sie launenhaft würde."

„Dann verließe ich auf der Stelle Ljungstahof."

„Das ist der Beweis, daß Ihre frühere Behauptung unrichtig ist."

„Durchaus nicht, gnädige Frau."

„Wie wollen Sie das beweisen?

„Auf ganz einfache Weise. Als Thorenhjelm wünsche ich nichts weiter, als daß Sie mein Herz hinnehmen möchten; als Fries fürchte ich es dagegen."

„Sie sind nicht artig, Herr Lieutenant."

„Gnädige Frau, Sie sind allzu bezaubernd und schön, als daß Sie den nicht zu Ihrem Sklaven machen sollten, den Sie mit Ihrer Gunst oder einem Lächeln erfreuen; und ich fürchte jede Sclaverei, auch wenn der Despot eine reizende Dame ist."

Die Saalthür wurde geöffnet, und der Rittmeister trat ein.

„Wer von den Damen ist heute Morgen ausgeritten?' fragte er lebhaft.

Ein allgemeines Verneinen, war die Antwort.

„Das wird wohl Ebba gewesen sein," meinte Mathilde, „da sie beim Frühstück fehlte."

„Aber Ebba ist doch zurückgekommen?" fragte Carl.

„Nein, wenigstens war sie es nicht vor einer Stunde, als ich nach ihr schickte," meinte der Oberst, „aber weshalb fragst Du?"

„Das werde ich gleich sagen. — Weiß Niemand, wohin Ebba ritt, oder ob sie jemand mit sich hatte?"

„Nein, sie muß sehr zeitig weggegangen sein, denn Niemand von uns hat sie gesehen. — Ebba pflegt das fast täglich zu thun. — Woher weißt Du, daß sie geritten ist?"

„Als ich die Stadt in der Morgendämmerung verlassen, sah ich, indem ich in die kleine Allee einbog, die zum Stalle führt, ein Pferd vor mir her gallopiren. Es hatte einen Sattel, aber keinen Reiter. Beim Stalle hielt das Pferd an, und als ich näher kam, sah ich, daß es einen Damensattel trug, und kein anders war, als Vaters Leo. — Ich fragte den Stallknecht, wer von den Damen das Pferd benutzt hätte, aber er wußte nichts davon, sondern meinte, daß einer von den Herren es aus dem Stall geführt hätte."

„Das klingt seltsam; wenn nur Ebba kein Unglück passirt ist," meinte Marie erschrocken.

„Sie ist wohl irgendwo abgestiegen und hat das Pferd schlecht angebunden, liebes Kind;" meinte der Oberst. „Ich werde indeß in den Stall gehen, und fragen, wer das Pferd gesattelt hat." Marie eilte auf Ebba's Zimmer, um ihr Kammermädchen zu fragen.

„Es sieht Ebba so unähnlich, sich zu vergessen; auch ich fange an, unruhig zu werden," sagte die Oberstin, und ging hinaus.

„Es ist recht unbedachtsam von Ebba, sich ganz allein auf solche Fährte zu begeben," meinte Mathilde.

„Sicher wäre es klüger, wenn sie zu Hause säße und Schlingen auslegte," sagte der Rittmeister mit verächtlichem Lächeln.

„Meine Herren," sagte der Lieutenant, und schlug Thorenhjelm auf die Schulter. „Komm, mein Freund, ich habe Dir außerdem etwas zu sagen, Eldner muß erst frühstücken."

Der Graf, der Ingenieur, der Maler und Lieutenant

gingen hinaus und ließen den Rittmeister und Mathilden allein.

„Mathilde, ich habe eine Bitte an Dich, die Du erfüllen mußt," sagte der Rittmeister und ging zu ihr.

„Und wenn ich mich weigere, sie zu erfüllen?" Mathilde richtete ihre Augen mit einem eigenen Ausdruck auf Carl.

„Dann werde ich Dich zwingen."

„Das klingt recht imposant. — Nun, wie lautet Deine Bitte?" Mathilde betonte das letzte Wort besonders.

„Ich habe keine Bitte an Dich zu stellen, nur ein einfaches Begehren. — Die Frau, an die man Bitten stellt, liebt man; aber ich ..."

„Du hassest mich; — daß weiß ich und bleibe Dir Deine Gefühle nicht schuldig. — Nun, was willst Du?" Mathildens Brust hob sich unruhig.

„Ich wünsche, daß Du ein einziges Mal in Deinem Leben die Wahrheit sagen mögest; ich begehre eine aufrichtige und ehrliche Antwort von Dir."

„Die soll ich Dir geben? — Ach, Du rechnest zu viel auf meine weibliche Schwachheit."

„Ich rechne auf Deine Furcht vor der Wahrheit. — Willst Du meine Frage ehrlich beantworten?"

„Nein." — Mathilde betrachtete ihn mit einem bittern Lächeln. — „Nein, das will ich nicht, weil ich auf Deinem Gesichte lese, daß Du von einer Ungewißheit gequält wirst. — Ich will es nicht, weil ich vermuthe, daß die Wahrheit von Bedeutung für Deine Ruhe sein muß, da Du Dich zu mir wendest. — Verstehst Du? Ich hasse Dich, und der Haß freut sich der Qual des Andern." — Mathilde legte ihre Hand auf

seinen Arm, indem sie mit zitternder Stimme hinzufügte: „Habe ich nun ehrlich gesprochen?"

„Du hast auch nun gelogen, denn Du hassest mich durchaus nicht," antwortete der Rittmeister mit kaltem und ruhigem Tone. — „Du fürchtest mich nur; aber laß dies ruhen und höre genau auf meine Worte. Du sollst meine Frage ehrlich beantworten, oder ich ziehe den Schleier zurück, der die Ereignisse in Pisa birgt..."

Mathilde erbleichte.

„Es gibt keinen Eid, kein Gelübde, was meine Zunge bindet und mich zwingt, Dir Deine betrügerische Maske zu lassen. Du weißt, daß Max mir Alles gesagt hat. — Reize mich daher nicht, daß ich Dir diese Maske abreiße, und rufe: seht hier ein Weib, ohne Ehre, ohne Herz und ohne Gewissen."

Mathilde sank in einen Lehnstuhl, und verbarg das Gesicht in den Händen, ihr ganzer Körper bebte, während sie schluchzend stammelte:

„Du bist mehr als grausam."

Ueber Carl's Gesicht verbreitete sich ein Zug des Mitleids, er betrachtete die schöne Frau mit einem Blick voll Theilnahme und Schmerz, und indem er ihr näher trat, sagte er:

„Mathilde bedenke, daß Du selbst mich zu Dem gemacht hast, was ich bin."

„Ich?" Mathilde sah ihn mit einem Blicke an, der Berge hätte zerschmelzen können. Ein leises Beben ging bei diesem Blick durch Carl's Seele, und er nahm seine gewöhnliche ironische Miene wieder an, indem er sagte:

„Laß uns nicht Comödie spielen, sondern antworte bloß, willst Du mir die Wahrheit sagen?"

Mathilde erhob wieder ihren Kopf, nach einem augenblicklichen Kampf mit sich selbst, antwortete sie:

„Ja, ich gelobe, Deine Frage ehrlich zu beantworten."

„Gut. — Kanntest Du Kapitain Stuart?"

„Ich habe ihn gekannt." Mathilde ward bleich.

„Kannte Ebba ihn?"

„Ja," — ein leichtes Zittern ging durch ihren Körper.

„Weißt Du, in welchem Verhältniß sie zu ihm gestanden hat?"

„Das weiß ich, kann aber nichts weiter darüber sagen." Ihre Augen schossen Blitze, und sie sagte sich selbst, „er liebt sie."

„Weißt Du, ob Ebba's Herz an Kapitain Stuart gehangen hat?"

Bei dieser Frage leuchte ein Freudenstrahl durch ihr Antlitz. Sie antwortete:

„So viel ich weiß, hat Ebba nie einen Andern, als ihn geliebt."

„Nicht einmal ihren Mann?"

„Das weiß ich nicht."

Als Mathilde aufstand, um das Zimmer zu verlassen und noch einen Blick auf Carl warf, um den Eindruck, welchen ihre Worte hervorgebracht hatten zu beobachten, brach er in schallendes Gelächter aus, und sagte: „Nun glaubtest Du, meinem Herzen eine tödtliche Wunde beizubringen; aber sei unbesorgt, weder Du noch Ebba sind meiner Ruhe jetzt noch gefährlich. Ich wollte nur die Ursache zu Eurer Bestürzung beim Anblick des Fremden kennen lernen."

Der Mittag kam, aber Ebba erschien nicht. — Alle Dienstleute, die man fragte, gaben dieselbe Antwort: Niemand von ihnen hatte sie gesehen. — Die Unruhe wuchs von Minute zu Minute, man schickte nach allen Seiten, sie zu suchen.

Der Oberst und sämmtliche Herren begaben sich am Nach-

mittage nach verschiedenen Richtungen aus, sie zu suchen, aber Alle kehrten unverrichteter Sache zurück. So nahte die Nacht. Der alte Diener des Barons, der das Pferd für sie gesattelt hatte, war mit seinem Herren zu einem der Nachbarn gefahren, und konnte also keine Aufklärung geben. — Marie war von einer Bauernhütte zur andern geeilt; aber Niemand hatte Ebba gesehen. — Der Rittmeister war den ganzen Nachmittag zu Pferde gewesen, Alles vergeblich. Nach diesem Tage voller Angst ging jeder, um im Schlaf Ruhe zu suchen.

Für den Rittmeister und Marie war diese Mühe fruchtlos. — Der Lieutenant war noch nicht wiedergekommen. Der Graf hatte sich nach H ... begeben, um dort Nachforschungen anzustellen. Der Oberst hatte völlig erschöpft von allem weitern Suchen abstehen müssen, er hatte andere Leute in verschiedene Gegenden geschickt.

Alles war still, als Marie, in einen großen Shawl gehüllt das Haus verließ, ohne selbst klar zu wissen, was sie vornehmen wollte. In demselben Augenblick trat Carl aus der Flügelwohnung, sie eilte ihm mit den Worten entgegen:

„Wo und wann verließest Du Kapitain Stuart?"

„In H. gleich vor meiner Abreise von da."

„Wenn er es wäre, welcher — welcher Ebba entführt hätte," stammelte Marie.

„Was sagst Du? — er?" der Rittmeister faßte sie heftig an der Hand.

„Ich habe keinen Grund zu meinem Argwohn, aber ihr unbegreifliches Verschwinden macht, daß ich nicht mehr weiß, was ich glauben soll."

„Sie hat freiwillig Ljungstahof verlassen, das sieht man deutlich; wenn sie ..."

„Was? sprich um Gottes willen!" ...

„Wenn sie sich zu ihm begeben hätte!" Der Rittmeister drückte krampfhaft Mariens Hand.

„Unmöglich!"

„Sie hat ihn ja geliebt; worin liegt da das Unmögliche?"

„Das kann ich nicht sagen, suche sie nur; eile nach H. frage, drohe, ängstige den Kapitain, bis er Dir sagt, wo sie ist."

„Beruhige Dich, Marie, es ahnt mir, daß Ebba vielleicht diesen Augenblick in Gesellschaft, herzlich über unsere Unruhe lacht. Ich werde mich jedenfalls gleich nach H. begeben."

In H. angekommen, traf der Rittmeister den Lieutenant und erfuhr von ihm, daß der Kapitain um die Mittagszeit Pferde bestellt habe, und aus der Stadt gereist sei, indem er gesagt habe, daß er erst nach einigen Tagen zurückkehren werde, man wußte nicht, wohin er sich begeben hatte. In H. war Ebba nicht gesehen worden. Aber die rasche Abreise des Kapitains bestärkte den Rittmeister in der Vermuthung, daß dieselbe mit Ebba's Verschwinden in Zusammenhang stehe. Schon um die Mittagszeit am andern Tage verließ der Lieutenant H. — Der Rittmeister begab sich am Abend zurück und nahm seinen Weg über Lindsjönäs. Dem Kummer und Zweifel preisgegeben, ließ Carl sein Pferd ganz und gar seiner eigenen Neigung folgen. — Zufällig ritt er Leo; und da dieser die Zügel lösen fühlte, schlug er den Weg nach dem Holze ein, dessen Schatten ihn lockte. Er erquickte sich im Vorbeigehen gemüthlich an einem oder dem andern herabhängenden Zweige, und setzte dann seinen Weg langsam fort. Wir überlassen jetzt Pferd und Reiter sich selbst.

Wir müssen nun zu Ebba zurückkehren, die wir in dem Augenblicke verließen, als sie unter der Berührung einer kalten Hand die Besinnung verlor. Wie lange sie bewußtlos gelegen, wußte sie nicht, als sie bei ihrem Erwachen das Zimmer hell erleuchtet fand, durch die Strahlen der Sonne, die durch das runde Glas hineinfielen. Sie erhob sich und suchte ihre Gedanken zu ordnen. Die Ereignisse der Nacht, und der Beweggrund, der sie vermocht, in dies unheimliche Haus einzudringen, standen nun klar vor ihrer Seele. Das Crucifix lag an ihrer Seite, und keine Spur deutete darauf, daß Jemand außer ihr im Zimmer gewesen sei. Nachdem sie sich vollkommen erholt hatte, begann sie das Zimmer genau zu untersuchen, und fand, daß es keinen andern Ausgang hatte, als den, wodurch sie gekommen, und möglicher Weise auch durch die mit dem andern Spiegel versehene Nische. Darauf bemühte sie sich mit Ruhe, und ohne auf die Einflüsterungen ihrer Einbildungskraft zu achten, die Feder zu entdecken aber vergebens. Sie klopfte an die Spiegelthür, rief und polterte, aber Alles um sie her blieb todtenstill. Kein einziger Ton unterbrach das grabähnliche Schweigen. Unter diesen vergeblichen Bemühungen war der halbe Tag vergangen. Sie dachte mit Schaudern daran, in diesem möblirten Marmorgrab, vielleicht vor Hunger und Durst unter namenlosen Qualen sterben zu müssen. Als die Schatten des Abends ihren dunklen Schleier wieder über die Erde breiteten, fand sie der aufgehende Mond auf den Knien liegend in Thränen und im Gebet. Sie dachte mit Schrecken an die Nacht, an das unheimliche Lachen, an alle die entsetzlichen Bilder, die ihre Phantasie ihr vormalte, und flehte zu Gott um seinen Beistand und Schutz. Darauf warf sie sich auf's Bett, um Ruhe zu suchen. Sie hatte schon einige Stunden geschlafen, als sie entsetzlich zusammenfuhr bei demselben unheimlichen Lachen, das sie in der Nacht zuvor erschreckt hatte. Sie umklammerte entsetzt den Bettpfosten, und warf einen ver-

zweifelten Blick im Zimmer umher. Auf dem Fußboden lag ausgestreckt über die Blutspuren eine menschliche Gestalt, schluchzend und seufzend. Ebba wagte weder zu athmen, noch sich zu rühren, aus Furcht die Aufmerksamkeit des wilden Gastes auf sich zu ziehen; aber plötzlich fiel es ihr ein, daß sie durch seine Hülfe hinauskommen könnte. Sie richtete sich langsam auf, aber bei dieser Bewegung sprang die am Boden liegende Gestalt empor, stieß ein wildes Lachen aus und verschwand durch die andere Nische bevor Ebba eine Bewegung machen konnte.

Wir übergehen den folgenden Tag, wo Ebba furchtbar von Hunger und Durst gepeinigt wurde; gegen Abend ging ihr Zustand in vollkommne Abspannung über. Auf dem Bette ausgestreckt, erwartete die Aermste die Ereignisse der Nacht; und lange brauchte sie nicht zu warten, bis diese schrecklichen Töne wieder in ihr Ohr drangen, die ihr Blut zu Eis erstarren ließen. Sie wollte sich bebend emporrichten, aber wer vermag ihren Schrecken zu schildern, als der unheimliche Nachtwandler sich über sie beugte. Sie sank zurück vor dem stieren Blick des Wahnsinns, mit dem er sie betrachtete. Sie meinte schon, seine langen, magern Finger um ihren Hals zu fühlen, und stieß ganz außer sich bei dieser Vorstellung einen durchdringenden Schrei aus, worauf sie das Bewußtsein verlor.

Bei diesem Ruf zersprang die Fensterscheibe oben, und ein Mann sprang durch's Dach in's Zimmer. Der unheimliche Nachtwanderer war im Nu verschwunden. Auf den ersten Blick erkannte der durch's Dach eingedrungene Mann Ebba, die besinnungslos auf dem Bette lag, noch nicht; aber da er sich der Gestalt näherte und den Kopf umwandte, um zu sehen, ob sie todt sei, fielen die Strahlen des Mondes darauf, und er rief heftig:

„Mein Gott, das ist Ebba.“

Der Rittmeister, denn er war es, versuchte jetzt mit dem

größtem Eifer, sie in's Leben zurückzurufen; aber seine Bemühungen blieben erfolglos; endlich nach einigen Stunden hob sich ihre Brust und sie schlug die Augen auf. Sie starrte den Rittmeister erschrocken an und stammelte einige unzusammenhängende Worte.

„Ebba," flüsterte Carl und faßte ihre kalten Hände, die er an seine Lippen drückte, „Ebba kennst Du mich nicht wieder?"

„Hülfe, Hülfe, er tödtet mich," stammelte sie, und riß ihre Hände los.

„Niemand will Dich tödten, es ist Carl, der Dich retten will. Sieh' mich an und Du wirst mich erkennen."

„Carl," flüsterte Ebba mit einem matten Lächeln, richtete ihren Blick auf ihn, und strich sich mit der Hand über die Stirn. Darauf richtete sie sich erschreckt empor, streckte ihm die Arme entgegen und rief:

„Rette mich, rette mich ..., ja ich ... ich sterbe .. gieb mir Wasser ... das Crucifix ..." dann sank sie wieder in Ohnmacht.

Carl's Lage war im höchsten Grad peinlich, er konnte sie nicht denselben Weg hinaus führen, auf dem er hineingekommen war, sondern mußte versuchen, die Thür von außen zu öffnen, aber sie wieder in diesem Zimmer allein lassen, wo er einen Mann über sie herabgebeugt gesehen hatte, schien ihm unmöglich. Den Tag abwarten hätte geheißen, sie noch viele Stunden der Qual des Durstes Preis zu geben. Während er so hin und her sann, was zu thun sei, erscholl ein unheimliches Lachen hinter ihm, er wandte den Kopf und befand sich dem Wächter dieser Wohnung gegenüber. Mit einen Sprung warf sich dieser auf ihn, indem er einen durchdringenden Schrei ausstieß und in die Worte ausbrach:

„Du willst sie befreien, Du willst meinen Gebieter bestehlen, Du willst ihn tödten."

Ein kurzer aber heftiger Kampf fand statt, wobei der Rittmeister seine ganze Geschmeidigkeit und Kraft gebrauchte, um sich zum Herrn des Wahnsinnigen zu machen. Endlich schwankte dieser und fiel von einem heftigen Schlage betäubt, besinnungslos zu Boden. Als Carl sich wieder erhob, fand er den Eingang durch den Spiegel geöffnet. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nahm er Ebba in seine Arme und trug sie hinaus. Als er sie auf das weiche Gras im Holze niederlegte, sah er mit Verwunderung, daß sie ein silbernes Crucifix fest umschlossen hielt.

Der Rittmeister eilte an eine in der Nähe befindliche Quelle, dort schöpfte er in seiner Mütze frisches Wasser, womit er abwechselnd Ebba's Schläfe und Lippen befeuchtete, wodurch es ihm nach einiger Zeit gelang, sie wieder zur Besinnung zu bringen. Carl hatte ihren Kopf gegen seine Brust gelehnt, und hielt sie mit dem einen Arm umschlossen. Gott allein weiß, welche Gefühle sich in dem Herzen dieses Weiberfeindes regten, aber so viel ist gewiß, daß er gern sein Leben gegeben hätte, um das ihre zu retten; und seine Freude war grenzenlos, als sie die Augen aufschlug.

Nachdem Ebba ihren verzehrenden Durst gelöscht hatte, sagte der Rittmeister mit weicher Stimme:

„Wie befindest Du Dich, beste Ebba?"

„Ich bin so matt und betäubt," antwortete sie mit schwacher Stimme.

„In dem Zustande, worin Du Dich jetzt befindest, ist es unmöglich heim zu reiten, willst Du nicht erst etwas Ruhe genießen? Ich will meinen Rock auf die Erde ausbreiten und über Dich wachen."

Ebba's Kräfte waren so erschöpft, daß sie gleich einem Kinde Alles geschehen ließ, was Carl mit ihr vornahm; nachdem er seinen Rock ausgezogen und zusammengerollt hatte, legte Ebba ihr todtmüdes Haupt darauf und reichte ihm mit einem:

„Hab' Dank!" die Hand, worauf sie in einen unruhigen Schlummer verfiel, der jedoch bald in einen tiefen, ruhigen Schlaf überging.

Ohne Rock neben ihr sitzend, die Arme kreuzweise über seine lautklopfende Brust gelegt, beobachtete Carl die einnehmenden Züge dieser bleichen Frau. Seine Züge drückten abwechselnd die ungleichen Gefühle aus, von denen er beherrscht wurde, denn es spiegelte sich wechselweise Zufriedenheit und Schmerz, Zärtlichkeit und Bitterkeit darin. Er nahm sich schließlich vor, die Schlummernde, deren Anblick so unruhige Gefühle in ihm hervorrief, nicht mehr zu betrachten. Er quälte sich selbst mit der Vorstellung, daß Ebba einen Andern liebe, daß sie, wie alle anderen Weiber, ohne Herz und Gefühl sei. — Aber als er seine Augen bei Sonnenaufgang unwillkürlich auf ihre reinen Züge richtete, dachte er:

„Kann ein so edles, unschuldiges Antlitz die Maske eines falschen Herzens sein? — Nein, unmöglich! — Aber ihr Verhältniß zu dem Fremdling! Was beweist das denn eigentlich? — Daß sie ihn liebt! — Sie ist ja ganz frei und hat das Recht zu lieben! — Aber wenn Mathilde mich betröge, wenn ...?"

„Tom — Tom," murmelte in diesem Augenblick die Schlafende — „hier hast Du das Crucifix, ich — ich — — liebe — —"

„Ihn," fügte der Rittmeister mit lauter Stimme hinzu und erhob sich heftig. Ebba fuhr zusammen und erwachte. Carl stand mit umwölkter Stirn vor ihr.

„Carl!" rief Ebba, die ihre Gedanken noch nicht zu sammeln vermochte.

„Ja, beste Ebba, unglücklicher Weise, bin ich es, und nicht Derjenige, von dem Dir träumte."

„Aber wo bin ich denn und wie bin ich hierher gekommen?"

Der Rittmeister erzählte, wie der Zufall und sein Pferd ihn nach Skogsborg geführt hätten; wie seine Ohren von einem von dort herkommenden Angstruf getroffen seien, was ihn bewogen hätte, auf einen Baum, von dort auf das Dach und dann durch's Fenster in's Zimmer hinunter zu steigen.

„Und nun, Ebba, wenn Du Dich einigermaßen durch den Schlaf gestärkt fühlst, müssen wir nach Hause zurückkehren, wo man Deinethalben in großer Angst schwebt," schloß der Rittmeister mit etwas kaltem Tone. Aber Ebba ergriff seine Hand mit Rührung.

„Dank, ewig Dank, daß Du mich von einem schauerlichen Tode, und diesen schrecklichen Qualen, die ich schon durch den Durst und die Verzweiflung ausgestanden, befreit hast." Ebba's Augen standen voll Thränen.

„Gleichwohl, Ebba, könnte der Tag kommen, wo ich bereuen würde, eine tolle Idee, die mich ergriff, als ich mich mit Dir in dem Marmorgrabe eingeschlossen fand, nicht ausgeführt zu haben."

„Und was war das für eine Idee?" fragte Ebba mit einem leichtem Zucken des Körpers, denn sie litt vom Hunger.

„Dort zu bleiben und mit Dir zu sterben." — Ebba's Wangen wurden mit Purpur übergossen. Carl faßte ihre Hand und fügte mit seinem gewöhnlichen Tone hinzu:

„Aber laß uns diese Grillen vergessen. — Ich habe nur ein Pferd und muß daher wie Frauenentführer der Vorzeit Dich auf meinem Sattelknopf mit mir führen, und zwar so rasch wie möglich, denn ich sehe an Deinem leidenden Aussehen, daß Du zu frühstücken bedarfst.

Im nächsten Augenblick galoppirte Leo mit seiner doppelten Bürde auf einem Richtweg nach Ljungstahof. Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt. Ebba hielt das geraubte Crucifix frei in der Hand, und der Rittmeister hatte genug zu thun, sein Pferd und seine aufgeregten Gefühle zu zügeln.

Als sie an einem breiten, reißenden Strome, der die Landschaft durchschnitt, ankamen, äußerte Carl mit kurzer und leidenschaftlicher Stimme:

„Ebba, ich könnte versucht werden, uns Beide mit sammt dem Pferde in's Wasser zu stürzen, denn dann gehörst Du mir wenigstens im Tode.“

Ebba wandte sich rasch nach ihrem Cousin um. — Sein ganzes Antlitz trug das Gepräge heftiger und stürmischer Gefühle. Der Blick, den er auf sie richtete, drückte Qual und Liebe aus. Ihre Brust hob sich hoch und eine Purpurröthe übergoß ihr schönes Antlitz.

„Möchtest Du mit mir sterben, Ebba?“ Carl's Stimme klang beinahe flehend.

„Nein, das Leben ist so schön, und Gott ist so gut,“ antwortete Ebba.

„Ja, für Dich ist das Leben schön; — aber nicht für mich, der allen Glauben an das Gute verloren hat.“ — Nun begann Leo wieder zu eilen. Carl und Ebba schwiegen, Beide waren zu aufgeregt, um über gewöhnliche Dinge sprechen zu können.

Bei der Ankunft auf Ljungstahof wurde Ebba mit Jubel, Freude und Umarmungen empfangen. Marie weinte vor Freuden. Nachdem man wieder zur Ruhe gekommen war, wurde ein Bote nach Skogsborg geschickt, um nach dem wahnsinnigen Diener zu sehen; er befand sich in solchem Zustand, daß man sich gezwungen sah, ihn in's Hospital in die Stadt zu schicken.

Einige Tage später äußerte der Oberst gegen Ebba, die nun froh und blühend neben den andern Damen unter den Linden im Garten saß:

„Aber was in aller Welt hattest Du in Skogsborg verloren, und wie kamst Du da hinein?“

Ebba erröthete leicht, aber erwiderte lächelnd;

„Unsere Erbsünde, die Neugierde verleitete mich; ich wollte das geheimnißvolle Zimmer sehen, was Du uns nicht zeigen wolltest, lieber Onkel.“

„Und deshalb begabst Du Dich so allein dorthin?“

„Gewiß, ich dachte, der Eindruck müßte um so viel romantischer werden.“

„Aber wie kamst Du hinein?“

„Ach, bester Onkel, indem ich eine Sünde mehr beging,“ antwortete Ebba lachend.

„Nun laß' hören; ich argwöhne sehr, daß ich für diese Sünde Absolution geben muß; und ich glaube voll und fest, daß meine Absolution eben so gut sein wird, als die der katholischen Schwarzröcke.“

„Da Du meine Sünde argwöhnst, ist es unnöthig sie einzugestehen.“ Ebba hüpfte lachend zum Obersten.

„Keineswegs. Bekenne mir, daß Du gestohlen hast,“ sagte der Oberst und faßte mit beiden Händen um ihre schlanke Taille. Bei dem Worte gestohlen, wurde Ebba sichtlich bleich; aber begann heiter wieder:

„Nein, ich habe nur geliehen.“

„Schönes Leihen, wenn man heimlich die Schlüssel aus meiner Stube nimmt, aber ich muß Dir wol verzeihen, da Du Deine Strafe schon erlitten hast.“

Die Ankunft des Barons zerstreute jetzt die Gesellschaft. Der Rittmeister näherte sich Ebba, nachdem Mathilde, begleitet von Marie, dem Lieutenant und Grafen, in die Allee hinunter gegangen war.

„Das Wort gestohlen, dessen Dein Vater sich bediente, schien nicht recht nach Deinem Geschmack zu sein. Ich glaube fast, er kam einer heimlichen Wahrheit zu nahe.“ Des Rittmeisters

Antlitz hatte nun wieder seinen gewöhnlichen höhnenden Ausdruck angenommen.

„Und darin täuschest Du Dich nicht," antwortete Ebba, mit einem offenem Blicke in das Gesicht ihres Cousins.

„Ich täusche mich selten."

„Im Gegentheil, Du täuschest Dich oft; denn die Furcht, betrogen zu werden, macht, daß Du Dich selbst betrügst." Ebba sah ihn milde und herzlich an.

„Diese Auseinandersetzung war allzu verwickelt; es bedarf eines schärferen Verstandes als des Meinigen, um sie aufzufassen."

„Sie ist dennoch ganz einfach und bedarf keiner Erklärung."

„Entschuldige mein Unvermögen dazu, aber ich bin kein Liebhaber von schönen Worten, und urtheile nur nach Handlungen. Beweise mir durch eine Handlung, daß ich Unrecht habe, Deinem Geschlecht zu mißtrauen, und ich will Dir Recht geben."

„Du würdest sogar die Handlung selbst bezweifeln." Ebba lächelte schmerzlich.

„Möglich. Doch gieb Du mir einen Beweis von Wahrhaftigkeit, und ich will Dir glauben."

„Welchen forderst Du?"

„Nun eine aufrichtige Antwort auf eine einfache Frage."

„Das verspreche ich."

„Was war der Zweck Deines nächtlichen Besuchs auf Skogsborg?" Der Rittmeister beugte sich nieder und sah Ebba forschend in die Augen.

„Carl," sagte Ebba und beantwortete seinen Blick mit einem milden und ernsten Ausdruck; „ich könnte Dir dieselbe Antwort geben, als dem Onkel; aber ich habe Dir Aufrichtigkeit versprochen; und deshalb lautet meine Antwort an Dich: ich hatte einen Auftrag auszuführen, aber da ich durch ein Gelübde gebunden bin, darf ich nichts weiter sagen."

„Siehst Du, Ebba, hinter jeder Eurer Handlungen liegt stets Etwas, was Ihr verbergen wollt." Carl verließ sie.

Was unsere junge Wittwe hierbei dachte, wissen wir nicht, aber ihre Augen folgten ihm mit einem eigenen besorgten und kummervollen Ausdruck. Dann schüttelte sie den Kopf, als wolle sie alle traurigen Gedanken verjagen, und schlug den Weg zur Inspectorwohnung ein.

„Aus Barmherzigkeit gewähren Sie mir einige Augenblicke zu einem Gespräch unter vier Augen," bat der Graf mit unruhiger Stimme, während er neben Mathilde ging.

„Aber wie ist es möglich, Herr Graf, Marie und der Lieutenant folgen uns ja," antwortete sie, ohne den Bittsteller anzusehen.

„Und gleichwol muß ich jetzt mit Ihnen sprechen, auch wenn ich gezwungen werden sollte, Fräulein Marie und Fries zu bitten, sich zu entfernen," antwortete der Graf mit entschlossenem Tone.

Mathilde sah ihn mit einem Blicke an, der im Stande gewesen wäre, das wildeste Thier zu zähmen Mit der verführerischesten und sanftesten Stimme sagte sie dann:

„Eine solche Handlungsweise würde mich bloß stellen, und ich weiß im Voraus, daß Graf Thorenhjelm viel zu ritterlich gesonnen ist, als daß er etwas Derartiges thun würde."

„Gewähren Sie denn meine Bitte und seien Sie wieder dieser Engel von Güte gegen mich, wie Sie früher waren." Der Graf sah sie bittend an.

„Sie treffen mich nach einer Stunde im Pavillon." Mathilde wandte sich nun an den Lieutenant, den sie in der letzten Zeit sonderlich mit ihrer Gunst beehrt hatte, namentlich seit er sich erdreistet hatte, zu behaupten, daß er nicht ihr

Sclave werden wolle. Unser Lieutenant, der ungeachtet seiner heitern Laune, allzu viel von Adams Blut in seinen Adern rinnen hatte, als daß er nicht durch Weiberschönheit bethört werden sollte, fühlte sich anfangs durch die Aufmerksamkeit der schönen Frau geschmeichelt, und war später allzu sehr in ihren Zauberkreis hineingerathen, als daß er von Ljungstahof gereist wäre, um der Gefahr zu entgehen. Mathilde, getrieben von diesem Verlangen nach Huldigung, das den eitlen und herzlosen Frauen, angeboren zu sein scheint, war gereizt worden durch die Worte des jungen Mannes, und hatte beschlossen, ihn zu fesseln, unbekümmert um alle andern Folgen, wollte sie nur die Freude genießen, durch ihre Reize zu siegen, um nachher mit eiskaltem Lächeln den Bethörten auf seinen früheren Platz zurückzuweisen. Dies grausame Spiel mit den Gefühlen Anderer, während ihre eigenen Gefühle kalt blieben, hatte Mathilde während ihres ganzen Lebens getrieben, ohne in ihrem gefühllosen Egoismus die Qualen zu berechnen, die sie hervorrief; oder ihrer Opfer auch nur zu gedenken, wenn sie ihrer Eitelkeit nicht mehr schmeichelten.

Eine Stunde später trat Mathilde mit einem Buche in der Hand in dem Pavillon ein. Sie schlug die Thüren auseinander, öffnete das Fenster und setzte sich auf einen Platz, wo sie von allen Vorübergehenden gesehen werden konnte. Einige Minuten später fand der Graf sich ein.

„Nun, Herr Graf, was haben Sie mir denn zu sagen? Ich habe nun auf die Gefahr hin, den Anstand zu verletzen, Ihren Wunsch erfüllt.“

„Gnädige Frau, ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“ Das Aeußere des Grafen zeigte eine peinliche Unruhe, und da wir schon bevor er die Lippen öffnete, wissen, was er auf dem Herzen hat, eilen wir über die warme und herzliche Erklärung, worin er Mathilden sein Herz, seine Hand, seinen Namen und sein ganzes Leben zu Füßen legte, hinweg.

Mit gedankenvollem träumenden Blick lauschte Mathilde seinen Worten, während sie mit ihrem kalten und berechnenden Herzen seinen Rang und sein Vermögen erwog. Sie hatte nun nicht bloß einen Anbeter, sondern einen Bewerber vor sich. Es handelte sich nicht mehr nur um einen Zeitvertreib, eine Zerstreuung, sondern es wurde ihr eine glänzendere Stellung angeboten, als sie jetzt einnahm. Ihre Klugheit rieth ihr daher, nicht mit dem eigenen Vortheil zu spielen, wenn sie auch mit dem Vortheil Anderer zu spielen pflegte. Ihre Antwort wäre eine von diesen vielen, die „Ja" bedeuten, und durch schöne Worte den Mangel an Liebe verdecken. Der Graf, verliebt und bethört wie er war, hörte nur auf die Worte und vermißte deßhalb den warmen Hauch in denselben nicht. Aber war es aus Furcht vor Carl oder wegen einer dieser Launen, denen Weiber mit Mathildens Character stets unterworfen sind, und die ihnen oft ihr ganzes Lebensglück kosten, — genug, sie wollte nicht, daß eine Verlobung stattfinden und jemand etwas von ihrer künftigen Verbindung erfahren sollte, bevor sie im Herbst Ljungstahof verlassen hätte. Wiewohl ungern, fügte sich der verliebte Graf dem Willen seiner Gebieterin, und gab sich gänzlich dem Glücke hin, geliebt zu sein und bald dies reizende Wesen sein eigen nennen zu dürfen.

Als Mathilde aufstand, sagte sie mit reizendem Lächeln:

„Henning, erinnere Dich, daß unsere Verbindung ein Geheimniß bleiben muß, bis ich Dir erlaube, meinen Vater davon in Kenntniß zu setzen;" und hiermit reichte sie ihm die Hand, die er begeistert an seine Lippen drückte.

Eine Woche später als die ganze Gesellschaft im untern Salon versammelt war, weil der Regen sie zwang, sich im

Hause zu halten, hielt ein leichter Reisewagen vor der Thür, und Kapitain Stuart wurde angemeldet.

Ebba, welche abwechselnd den Lieutenant und den Rittmeister durch kleine Neckereien zu reizen suchte, fuhr unwillkürlich zusammen bei diesem Namen, und ihr ganzes Antlitz wurde von Blut übergossen. Mathilde verlor ihr Häkelknäuel und bückte sich nieder, um es aufzunehmen. Marie sah ängstlich und forschend auf Ebba gerade in dem Augenblick, als der Kapitain in's Zimmer trat. Nach seinem Eintritt fiel sein erster Blick auf Ebba mit einem fast fragenden Ausdruck, sein zweiter ruhte finster und drohend auf Mathilde. Mit der vollkommenen Gewandtheit des Weltmannes begrüßte er den Oberst und und seine Gemahlin sowie den Baron Remmer. Während er herzlich bewillkommnet wurde, und der Lieutenant Mathilden ihre umhergestreuten Perlen auffammeln half, wandte sich Carl an Ebba:

„Darf ich Deine Wahrheitsliebe einmal auf die Probe stellen?"

„Gern."

„Aber bedenke doch, ehe Du darein willigst, die Wahrheit ist oft schwer und vielseitig."

„Im Gegentheil halte ich sie für einfach und deshalb leicht. Aber heraus mit der Probe, Du Quälgeist," fügte sie lächelnd hinzu.

„Sei auf Deiner Hut, es könnte Dich gereuen."

„Um so besser, Reue ist etwas Neues für mich."

„Weshalb erröthest Du bei Kapitain Stuart's Namen, und weshalb bringt seine Anwesenheit Dich so in Aufregung? Kennst Du ihn?"

Ueber Ebba's Antlitz verbreitete sich eine Leichenblässe, als sie mit einer gewaltsamen Anstrengung, ihr ungezwungenes Wesen beizubehalten, antwortete:

„Ich fürchte beinahe, daß ich mein Versprechen bereue."

„Das wußte ich vorher;“ der Rittmeister warf sich mit einem verächtlichen Lächeln in den Schaukelstuhl zurück.

„Warte einen Augenblick; ich sagte: beinahe; und deshalb will ich Deine Fragen beantworten, aber die letzte zuerst.“

„Nämlich damit, daß Du ihn nicht kennst. Diese Antwort wäre Deinem Geschlechte ähnlich.“

„Erlaube, daß ich selbst antworte.“

„Unendlich gern wegen des Vergnügens, die auf Schrauben gestellte Antwort zu vernehmen. Also.“ ...

„Ich kenne Kapitain Stuart.“

„Wirklich! Und weiter.“ ...

„Nichts weiter, mein Cousin,“ Ebba sah ihn ernst an.

„Ebba, ich bitte Dich, beantworte meine erste Frage.“ Auf des Rittmeisters-Stirn brannte eine dunkle Röthe.

„Nein, Carl, das will ich jetzt nicht,“ sie erhob sich vom Stuhl, der Rittmeister hielt sie fest.

„Wenn ich Dich in jener Nacht bei Skogsborg gebeten hätte, diese Fragen zu beantworten, hättest Du es mir damals auch verweigert?“ Carl's Augen ruhten so glühend auf ihr, daß ihr Blut in heftige Wallung kam.

„Ich würde Dir dann geantwortet haben: dieser Mann erinnert mich an das bitterste Leiden, was ich im Leben erfahren habe, und deshalb ruft seine Gegenwart schmerzliche Gefühle in meiner Brust wach.“

„Du hast ihn also geliebt?“ Aus Carl's Augen schoß ein Blitz.

„Keine Frage mehr, denn die Vergangenheit gehört nicht mir allein.“

„Du liebst ihn vielleicht noch?“

„Aber Du mein Gott, beste Ebba, ist denn Carl Dein Beichtvater geworden,“ lautete Mathildens Stimme in einem verächtlichen Tone hinter den Sprechenden. Sie hatte sich ihnen unbemerkt genähert und Carl's letzte Frage gehört.

Ebba's Antlitz wurde glühend roth, und sie heftete einen eigenthümlichen Blick auf Mathilde, als sie etwas bitter erwiderte:

„Nur Der, dessen inneres Bewußtsein nicht rein ist, braucht zu beichten; aber mein Gewissen hat mir nichts vorzuwerfen." Mathilde wechselte die Farben, und ging, um sich neben Marie zu setzen.

„Das klang fast, als wenn Ebba Dein Sündenregister nicht unbekannt wäre," meinte Carl zu Mathilde gewandt.

„Im Fall ich ein solches hätte, so bezweifle ich, daß Ebba es kennt." Mathilde wollte weiter gehen, aber Carl faßte ihre Hand, während er lächelnd sagte:

„Zögere einen Augenblick, Mathilde, Du bist so schön, daß es Freude gewährt, Dich zu betrachten. Setze Dich auf Ebba's Platz, denn ich sehe, daß Stuart hierher steuert, um Dir seine Aufwartung zu machen, gönne mir das Vergnügen, Zeuge Eures Gespräches zu sein."

„Du willst mein Gesicht ausforschen?"

„Ach nein, ich befasse mich nie mit dem Unmöglichen."

Mathilde setzte sich.

„Erinnerst Du Dich, daß ich Dir eines Tages eine Ueberraschung versprach?" fragte Mathilde.

„Sehr gut, sie sollte mir an meinem Geburtstage zu Theil werden."

„Es hat ja nichts weiter zu bedeuten, wenn ich sie Dir statt dessen heute bereite."

„Es ist stets ein Vortheil, wenn man dem Warten auf etwas Böses entgehen kann."

Der Kapitain kam nun näher und wechselte mit Mathilde und dem Rittmeister einige Höflichkeitsphrasen.

„Herr Kapitain, Sie müssen einen Streit schlichten, in dem mein Cousin und ich uns gerade jetzt befinden," begann Mathilde in ihrer leichten und gewandten Weise.

„Und der betrifft?“ Der Kapitain setzte sich.

„Die Ehescheidung.“

Des Kapitains Augen flammten fast bei diesen Worten, jede seiner Muskeln in seinem Gesicht zitterte, der Rittmeister dachte:

„Was kann sie nur im Sinne haben?“

„Ich behaupte, daß unglückliche Umstände eine solche nothwendig machen können, und daß deshalb nicht nothwendig einer der Gatten schlecht ist — Habe ich nicht Recht?“

„Vollkommen. — Sie, Frau Baronin, kennen übrigens solche Verhältnisse aus Erfahrung, besser als ich,“ — Stuart sah sie mit einem schreckenerregenden Ausdruck an.

„Ja, leider kenne ich sie wenigstens beinahe eben so gut wie Sie; aber was halten Sie davon; — mein Cousin hatte die Unart, mir rein heraus zu sagen: daß er sich nie mit einer geschiedenen Frau verheirathen würde.“

„Welchen Stich mag die Schlange beabsichtigen, daß sie sich auf ein für sie selbst so schlüpfriges Feld wagt?“ dachte der Rittmeister und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit dem wechselnden Ausdruck in Stuart's Gesicht.

„Gnädige Frau, ich bin wirklich ganz der Ansicht des Herrn Barons, denn eine geschiedene Frau gleicht einer Brandung im Meer, die daran erinnert, daß Andere dort Schiffbruch gelitten haben.“

„Pfui, wie hart sind Sie gegen die armen Geschiedenen — Sie wollen also ebenso wie mein Cousin dieselben zu einem fortwährenden Wittwenstande verdammen.“

„Ja, um neuem Unglück zuvorzukommen.“

„Bedenken Sie, Kapitain Stuart, daß Sie auf diese Weise meine Cousine Ebba verdammen, ewig Witwe zu bleiben, da sie von ihrem Manne geschieden ist, wie Sie selbst am besten wissen.“

Mathilde hatte dem Rittmeister eine Ueberraschung gelobt,

und sie hatte Wort gehalten; denn bei diesen Worten sprang Carl auf.

„Was sagst Du, Mathilde? Wie kannst Du Dir solchen Scherz erlauben?“ rief er heftig.

„Ich scherze nicht; denn Ebba ist von ihrem Manne geschieden. Frage Kapitain Stuart, er wird die Thatsache nicht leugnen können, obgleich man Alles thut, um die Sache zu verbergen.“ Mathilde stand auf und entfernte sich.

Carl's Gesicht zog sich in krampfhaftem Schmerz zusammen. Stuart sagte mit dumpfer Stimme:

„Herr Rittmeister, die Baronin hat ein Geheimniß verrathen, doch erlaube ich mir, darum anzuhalten, daß es nicht ebenso unbedachtsam Anderen mitgetheilt werde. — Frau Brandis würde dadurch völlig unverdientermaßen in ein zweideutiges Licht kommen.“

„Frau Brandis ist die Schwestertochter meiner Mutter, und ihre Ehre dürfte deshalb mich etwas näher berühren, als Sie, mein Herr,“ antwortete der Rittmeister stolz.

Der Oberst lud den Kapitain zu einer Parthie Whist ein, und Carl verließ den Salon. — Es war Mathilde gelungen, ihm eine Ueberraschung zu bereiten, die alle seine Gefühle in Aufruhr brachte.

Am folgenden Morgen spazierte Ebba sehr zeitig in den Park hinunter und hielt Etwas, was in ein Taschentuch eingehüllt war, in der Hand. Sie hatte nicht viele Schritte gemacht, bevor sie Kapitain Stuart erblickte, der mit bewegtem Aussehn ihr entgegenging.

„Ebba, Sie sind jetzt, wie stets zuvor, ein Engel von Güte,“ sagte er auf englisch, indem er ihre Hand mit Rührung an seine Lippen führte.

Ebba war ungewöhnlich bleich und über dem sonst so

lebensfrohen Antlitz lag eine dunkle Wolke. Sie setzte sich auf eine Grasbank, drückte die Hand gegen die unruhig klopfende Brust und sagte mit einer etwas unsicheren Stimme, gleichfalls auf englisch:

„Dein Glück, die Ehre Deiner verstorbenen Mutter erforderten meine Hülfe, nnd da konntest Du sicher sein, daß das Vergangene von mir vergessen wurde. Ich habe gethan, was ich konnte, hier ist das begehrte Crucifix." Ebba zog das von Skogsborg genommene Kleinod hervor, und reichte es Stuart.

„Und nun, Tom, nachdem ich Deinen Wunsch erfüllt habe, scheiden wir hier, um vor Anderen, und auch vor uns selbst, einander unbekannte Personen zu sein."

„O sag' nicht so!" Stuart hatte sich an Ebba's Seite gesetzt und schloß ihre kleine Hand in die Seinigen. „Glaubst Du wol, Ebba, daß die Zeit und die Abwesenheit vermocht haben, Dein Bild aus meiner Seele zu reißen. Glaubst Du nicht, daß mein Gewissen mich unaufhörlich als die Ursache Deiner Leiden anklagt; oder solltest Du wirklich nicht glauben, daß die unglückliche Leidenschaft, die mich aller Vernunft beraubte, und so viel Kummer über Dich brachte, nicht eine bittre Reue und unsägliche Qualen zurückgelassen hat? Sag', Ebba! — o! ich beschwöre Dich — sag', daß Du es glaubst, daß ich Dich liebe, daß ich bereit bin, für Dich Leben und Blut zu opfern, — daß ich nicht kann . . ."

„Daß Das, was geschieden ist; nicht wieder vereinigt werden kann, ja, das fühle ich, Tom. — Zwischen Dir und mir liegen Leiden und Qualen, die allzu bitter sind, als daß sie noch einmal wieder ausgekämpft werden könnten. Was kannst Du mehr verlangen, als meine Theilnahme, Du, der Du meine Leiden hervorgerufen."

„Gieb mir Deine Liebe wieder, wenn Du mich je geliebt hast," flehte Stuart und führte Ebba's Hand an seine zitternden Lippen.

„Verlange nicht das Unmögliche. — Deine Worte sind nur beleidigend für mich.“ — Ebba entzog ihm ihre Hand.

„Du hast mich sicher nie geliebt?“

„Habe ich das nicht!“ rief Ebba aus und richtete sich rasch empor. Ihre Wangen glühten und ihre Augen bekamen einen seltsamen Glanz, als sie heftig seinen Arm umfaßte und mit klangvoller Stimme sagte: „Habe ich Dich nicht geliebt? — Bedenke doch, welchen unerhörten Beweis wahrer Anhänglichkeit Du von mir angenommen, und sag' dann, ob jemand auf Erden wärmer geliebt hat?“

„O still! still, ich weiß es; — aber nun?“

„Nun ist Alles vorbei; vollkommen vorbei. — Deine Freundin, Tom, werde ich stets bleiben; aber sprich nie anders zu mir als mit den Worten der Freundschaft. — Geh nun — geh, wenn Du einen Schatten von Achtung für mich hast.“

„Ein Wort, ein einziges Wort, Ebba.“

„Jetzt nicht — ich bitte Dich, geh; wenn Du nicht willst, daß ich bereuen soll, was ich hier für Dich gethan habe.“

„Ich gehorche,“ stotterte Stuart und entfernte sich. — Ebba fiel neben der Moosbank auf die Kniee und verbarg das Gesicht in den Händen. — Ein tiefer Seufzer in ihrer Nähe, ließ sie den Kopf erheben. Gegen einen Baum gestützt, stand der Rittmeister da. Er war sehr bleich, auf seiner kalten Stirn lag eine unbewegliche Strenge, als er mit höhnender Stimme sagte:

„Es war also seinetwegen, daß Du Skogsborg besuchtest, für diesen Mann thatest Du es, den Du einst so heiß geliebt hast, daß Du Deine ehelichen Pflichten mit Füßen tratest und die geschworene Treue brachst. — Gestehe, Ebba, daß Dein Leben gerade ein redender Beweis davon ist, von welch' hohem Werth die Tugenden der Frauen sind.“

„Ich weiß nicht, mit welchem Recht Du versuchst, in mein verflossenes Leben einzudringen;“ sagte Ebba mit Würde.

„Nur Gott allein bin ich Rechenschaft für meine Handlungen schuldig.“

„In diesem Augenblick Ebba bereue ich, daß ich nicht Dich und mich im Flusse ertränkt habe, dann würde ich der traurigen Gewißheit entgangen sein, daß auch Dein Leben eine fortgesetzte Kette von Betrügerei ist.“ — Mit diesen Worten stürzte er davon.

„Verkannt! . . . von Carl!“ seufzte Ebba, und drückte beide Hände gegen ihr lautklopfendes Herz.

Der Tag verging in gewöhnlicher Weise auf Ljungstahof. Ebba schien wieder froh und ungezwungen; der Rittmeister war sich gleich. Stets bereit zur bittern Ironie, wenn die Rede auf die Damen kamen; aber wie aus stiller Uebereinkunft schienen er und Ebba sich zu meiden. Carl beschäftigte sich ununterbrochen mit Marie. Stuart dagegen war beständig an Mathildens Seite, ihr Vater, der sonst wenig für's Gesellschaftsleben war, weilte fast den ganzen Tag bei den Uebrigen. Mittags schlug der Oberst vor, daß die Gesellschaft eine Reitparthie nach Mathildens Gute Rosersberg machen sollte, um die dort vorgenommenen Reparationen in Augenschein zu nehmen. Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifall augenommen. Die Oberstin, der Baron und der kleine Edward fuhren, die Andern ritten.

Als die Damen zu Pferde steigen sollten, eilten der Graf und Kapitain Stuart zu Mathilde, um ihr zu helfen. Sie dagegen warf einen verwunderten Blick auf den Lieutenant, der mit lächelnden Lippen Ebba seine Hand bot, ohne auch nur mit einer Miene sich zu ihrer Verfügung einzustellen.

Dies verdroß die schöne Coquette, die sich schon vorgenommen hatte, dem Lieutenant das Glück, sie in den Sattel

zu heben, nicht zu Theil werden zu lassen. — Der Graf, der verliebte Sclave mußte natürlicher Weise die Folgen dieser Niederlage ihrer Eitelkeit tragen. Ihr innerer Zorn erreichte den höchsten Grad, als sie sah, wie der Rittmeister Marie, dieser armen und durchaus nicht schönen Marie mit ausgesuchter Artigkeit seine Hülfe anbot. — Mathilde wollte wenigstens das grausame Vergnügen haben, zu sehen, daß Jemand ihrethalben litt, deshalb reichte sie lächelnd ihre kleine Hand dem Kapitain, der, als er ihr in den Sattel half, auf englisch sagte:

„Mathilde, ich muß mit Ihnen sprechen; ich will es und Sie wissen, daß es nicht rathsam ist, mit mir zu spielen. Sie haben es schon gewagt, aber hüten Sie sich jetzt.“ — Der Blick, welcher die Worte begleitete, war drohend.

„Ich will versuchen, Ihnen hierzu während des Rittes Gelegenheit zu geben,“ antwortete Mathilde und schwang sich in den Sattel.

Der Graf warf erst auf den Kapitain, dann auf Mathilden einen finstern und unzufriedenen Blick, worauf er ging, um sein Pferd vom Bedienten, der es hielt, in Empfang zu nehmen. Mathilde ahnte nicht, welch' hohes Spiel sie mit dem guten und ritterlichen Thorenhjelm wagte, sie kannte wenig diesen weichen und doch festen Charakter, der all' diese Rücksicht von ihr forderte, die das Versprechen, seine Gattin zu werden, ihr auflegte.

Der Lieutenant scherzte mit Ebba, und der Rittmeister flüsterte mit weicher Stimme zu Marie:

„Laß mich Dein Kavalier sein, wir können doch nur zwei und zwei auf dem schmalen Holzwege neben einander reiten.“

Marie sah mit einiger Ueberraschung auf den Cousin, und antwortete lächelnd:

„Du bist der Einzige, der sich dazu anbietet, und deshalb muß ich Dich wohl nehmen.“

„Es geschieht also aus Mangel an etwas Besserem und nicht, um meine Wünsche zu erfüllen?“

„Deine Vermuthung ist richtig.“ Marie nahm seine Hülfe an und saß nun auf dem Rücken ihres Thieres.

„Wir eröffnen den Zug,“ meinte der Rittmeister und gab seinem Pferde die Sporen.

Marie und er eilten die Allee hinab. Nachdem sie eine Weile geritten, fragte Carl ganz plötzlich:

„Wann und wo wurde Ebba von ihrem Manne geschieden?“

Marie fuhr bei dieser unerwarteten Frage zusammen und warf einen erschrockenen Blick erst auf die hinter ihr reitende Ebba, dann auf Carl.

„Sag' um Gottes willen, wie hast Du dies Geheimniß entdeckt?“ sagte Marie und verrieth Angst.

„Marie, ich stellte erst eine Frage an Dich, sei so gut, sie zu beantworten, dann will ich Dir gern den Gegendienst erweisen.“

„Aber ich werde es nicht thun, bevor Du mir geantwortet hast,“ erklärte Marie bestimmt.

„Damit Du dann die Wahrheit umgehen kannst.“

„Du weißt, daß Deine Hiebe mich nicht treffen, spare deshalb Deine Satyren, wo sie nutzlos sind.“

Carl schwieg einige Augenblicke, nachher begann er wieder.

„Nun denn, Mathilde hat mir gesagt, daß Ebba von ihrem Manne geschieden — aber keine Wittwe sei, wofür sie sich ausgiebt.“

„Hat Mathilde das gesagt?“ rief Marie aus, und stierte ihn an. „Hat sie gewagt, das zu sagen? — Ach nein, Du scherzest, sie hat nicht so . . .“

„Aufrichtig sein können, meinst Du. — Ja, bei meiner Ehre, und sie hat es sogar in Gegenwart von Ebba's früherem Geliebten gesagt.“

„Ebba's Geliebten — was sprichst Du?"

„Spiele nicht die Unwissende, theure Marie. Wie schön und edelmüthig Du auch Deine Heiligenrolle auszuführen meinst, mir gegenüber nützt es nichts."

„Hier handelt es sich nicht darum, wie ich meine Rolle spielen soll, sondern um Ebba; wer sollte wohl ihr Geliebter gewesen sein?"

„Kapitain Stuart — das weißt Du so gut, wie ich."

Marie's Augen wurden noch einmal so groß, sie blickte Carl mit einem Auge an, als wenn sie an seinem Verstande irre würde.

„Marie, nun habe ich Dir ein halbes Dutzend Fragen beantwortet, und Du hast mir noch keine einzige Antwort auf meine Fragen gegeben."

„Weshalb wendest Du Dich nicht an Ebba selbst?"

„Weil sie mir nicht die Wahrheit sagen würde."

„Im Gegentheil, Ebba wird Dir der Wahrheit gemäß antworten, aber ich habe kein Recht dazu. Uebrigens finde ich, daß das Zartgefühl Dich verhindern sollte, einen so empfindlichen Punct zu berühren. Besonders wenn Ebba noch für Dich, wie wir Andern Alle, eine personificirte Lüge ist, — und Dir also ganz gleichgültig sein kann."

Marie beobachtete den Rittmeister genau, während sie sprach.

„Du vergissest, daß Ebba und ich eine Wette eingegangen hinsichtlich der weiblichen Tugend. Du wirst einsehen, daß ihre eigenen Fehltritte eine ausgezeichnete Waffe in meiner Hand werden können."

„Wenn Du durch Ebba's vermeintlichen Schwachheiten zu siegen hoffst, so wirst Du das Ziel nie erreichen, denn ich behaupte fest, daß Du in ihrem ganzen verflossenen Leben keine einzige aufzufinden vermagst. Aber nun laß uns den Gegenstand des Gesprächs ändern, denn ich denke nicht weiter zu

antworten, wenn Du so fort fährst mit Deinen Fragen."
Marie betrachtete den Rittmeister forschend und schwieg.

Mathilde und Stuart waren nur einige Schritte von dem Rittmeister und Marie entfernt.

„Sie haben ein hohes Spiel gespielt, Mathilde, als Sie wagten, in meiner Gegenwart Ebba anzugreifen und ein Geheimniß zu verrathen, das Ihr eigenes Interesse Ihnen zu berühren verbietet. — Oder glauben Sie noch, über mein Herz und meinen Verstand denselben Einfluß wie früher ausüben zu können?" fragte Stuart auf englisch.

„Ich glaube nichts, fürchte nichts und habe nur eine Wahrheit ausgesprochen," antwortete Mathilde stolz. „Und wenn ich auf Ihren Wunsch, nur unter vier Augen einige Worte sagen zu können, einging, so geschah das nicht aus Furcht vor Ihnen, sondern nur aus Neugierde, was Sie mir denn zu sagen haben könnten."

„Was Sie sagen, ist nicht wahr, Mathilde, Sie fürchten mich als Ihr böses Gewissen. Aber hören Sie nur, was ich von Ihnen fordere."

„Sie f o r d e r n, mein Herr? Das scheint amüsant zu werden."

„Hüten Sie sich, Mathilde, ich könnte Sie weich wie Wachs machen."

„Versuchen Sie es. — Drohungen sind ohnmächtige Waffen, von denen nur schwache Seelen geschreckt werden; — aber ich zittere nicht vor leeren Worten."

„Wirklich? — Dann behalten Sie Ihre Ueberzeugung, aber ich gelobe Ihnen, daß sie dieselbe bald genug ändern werden. — Nun wünsche ich nur, daß Sie sich verpflichten, nie mit einem Wort Ebba zu schaden, oder die Vergangenheit

zu berühren; auch müssen Sie vor Ihrem Cousin, dem Rittmeister, Ebba darstellen als das, was sie ist, rein und edel in ihrem ganzen Leben und in allen ihren Handlungen; denn Sie haben einen unverdienten Schatten auf sie geworfen. — Versprechen Sie mir dies nicht, so werde ich wissen, davon ..."

„Davon zu sprechen, welch' ein großer Narr Sie selbst gewesen sind, denn kein vernünftiger Mensch wird mir weder Ihre Thorheiten, noch Ihre schlechte Handlungsweise zur Last legen können."

„Sie wollen mir also nicht versprechen, mein Verlangen zu erfüllen?"

„Nein, mein Herr; ich will's nicht!"

„Gut, Sie werden selbst die Folgen zu tragen haben."

„Mein Herr, lassen Sie uns die Sachen prüfen und überlegen, was Sie von mir sagen können. — Daß ich von meinem Mann geschieden bin, das weiß die ganze Welt. — Weiter, daß dies Ihretwegen geschehen ist. Mein Gott, daran würde wohl Niemand glauben; weil Alle wissen, daß meines Mannes Geistesschwäche der Grund der Scheidung gewesen. — Weiter kann nichts gesagt werden. — Sie besitzen nichts, was beweisen könnte, daß ich Sie geliebt habe, und wissen auch selbst sehr gut, daß dies nie der Fall war. — Sie haben sich keiner Gunst von meiner Seite zu rühmen. — Mit einem Worte, Sie haben nichts, wodurch Sie Ihre Aussagen bestätigen und einen Flecken auf meinen Ruf werfen könnten."

„Ach, Frau Baronin, Sie leben in glücklichen Illusionen; aber sagen Sie, welch' ein Interesse haben Sie, Ebba, die Ihrethalben so viel gelitten, zu schaden?"

„Den Grund, welchen ich dazu habe, denke ich nicht anzugeben. — Ebba ist mir ein Hinderniß, und ich suche nur, sie mir aus dem Wege zu schaffen." Mathilde wandte sich nun um, und winkte dem Grafen, aber dieser entschuldigte sich und kam nicht zu ihr.

„Sie erklären sich also für Ebba's Feindin?"

Stuart betrachtete drohend die schöne Frau.

„Ich erkläre mich durchaus über nichts mehr, sondern denke nach meinen Neigungen zu handeln." Mathilde setzte ihr Pferd in Trab, aber obgleich sie von jetzt an so zu manövriren suchte, daß sie Stuart los würde, hielt sich dieser doch treu an ihrer Seite.

„Schöne Mathilde," sagte er mit giftigem Spott, „Sie haben mich an Ihre Seite gefesselt, und suchen vergebens, mir zu entkommen. — Ich sehe wohl, daß Ihre Bewunderer außer sich sind; aber was soll ich machen? Einen Feind und eine Geliebte muß man stets treu bewachen."

„Mein Herr, ich könnte die Geduld verlieren, und dann erkläre ich laut, daß Sie einen falschen Namen tragen."

„Gnädige Frau, ich glaube, auch Sie gebrauchen Ihrerseits die ohnmächtige Waffe der Drohung. — Beachten Sie Ihr Gesicht, denn der Rittmeister beobachtet uns."

Mathildens Antlitz glühte bei diesen Worten, und sie biß sich mit zurückgehaltenem Zorn in die Lippen. Stuart lachte und begann mit großer Lebhaftigkeit von der Schönheit der Gegend zu reden.

Endlich war man bei Rosersberg angelangt. Der Baron hatte in dem neuen Pavillon einige Erfrischungen serviren lassen, die man zu sich nahm, während man ausruhte. Man lachte, scherzte und bewunderte den neuen Pavillon.

Nachdem die neuen Anlagen in Augenschein genommen waren, brach man wieder auf, um nach Ljungstahof zurückzukehren. Auch bei der Rückkehr ritt der Kapitain treu an Mathildens Seite, und auf des Grafen Stirn sammelte sich eine drohende Wolke. Sogar der Lieutenant schien verstimmt über die Aufmerksamkeit, die Mathilde dem Kapitain zeigte.

Der Rittmeister war auf dem Rückwege an Ebba's anderer Seite geblieben, und als der Weg im Holz zu schmal wurde,

sah der Lieutenant sich gezwungen sein Pferd anzuhalten, um Carl und Ebba vorbeireiten zu lassen.

„Weißt Du, Ebba, ich habe heute eine neue Idee bekommen," sagte Carl, als er den Lieutenant los war.

„Und die wäre?"

„Mich zu verheirathen." Carl sah auf Ebba, die unwillkürlich die Farbe wechselte, aber lächelnd antwortete:

„Die Idee scheint mir ganz vernünftig zu sein."

„Durch die Größe der Unvernunft, und durch ihre Inconsequenz, meinst Du wohl. Von allen menschlichen Thorheiten ist wohl die, sich zu verheirathen, die größte."

„Hältst Du die Verheirathung für eine Thorheit, so zwingt Dich ja Niemand zur Heirath."

„Gerade deswegen bin ich dazu versucht. Ich beabsichtige mich auf einen Versuch zu verheirathen."

„Aber das wird ein Versuch, der durch's ganze Leben geht, und den man gewöhnlich mit dem Glück seines Lebens bezahlen muß." Ebba sah gedankenvoll vor sich hin.

„Wie kannst wohl Du in solchem ernsthaften Tone sprechen, da Du aus Erfahrung weißt, daß das Band ebenso leicht gelöst, als geknüpft werden kann."

„Carl, Du scherzest jetzt über einen Gegenstand, den Du nicht berühren dürftest, wenn Du Gefühl und Herz hättest." Ebba wurde bleich.

„Höre mich an, Ebba. — Siehst Du mich als den Retter Deines Lebens an?"

„Ja, und das werde ich nie vergessen, aber diese Handlung berechtigt Dich nicht, mich zu verwunden.

„Aber wohl, unverstellt und offen mit Dir zu reden. — Ihr Frauen werdet stets unwillig, wenn man Euch die Wahrheit sagt, Ihr verlangt, daß wir blind für Eure Fehler sein, in Euch nur Engel sehen sollen, die wir auf den Knieen anbeten."

„Auch jetzt irrst Du."

„Nein, Ebba, Du selbst beweisest das, Du bist geschieden von Deinem Manne und giebst Dich für eine Wittwe aus. — Du betrügst die Welt, damit sie den Grund zu Deiner aufgelösten Ehe nicht ahnen soll. — Du denkst nicht, daß es Menschen giebt, die laut rufen könnten: diese reizende Dame betrügt Euch; sie ist keine Wittwe, sondern eine geschiedene Frau."

„Wer hat Dir gesagt, daß ich das bin."

„Mathilde sprach diese Wahrheit aus, weil sie meinte, Dir dadurch schaden zu können."

„Sie?" — Ebba's Augen drückten einen entsetzlichen Schmerz aus; aber der Rittmeister fuhr mit strengem Ernst in seiner Stimme fort:

„Bedenke doch, Du bist jung und einnehmend; Du gewinnst als eine fleckenlose Frau Liebe, während Du sie vielleicht als eine geschiedene Frau nicht so leicht gewinnen würdest, und daß ein Mann sich sicher bedenken würde, Dir seine Hand zu bieten, wenn er wüßte, daß Du das Band, welches Dich früher mit einem Andern vereinigt hat, gelöst hast. — Du erwirbst Dir also unter einer geliehenen Maske eine Liebe und Achtung, die Du sonst nicht so leicht erwerben dürftest. — Ist das Wahrheit, ist das Tugend?"

Ebba sah ihn mit einem klaren, wiewohl traurigen Blicke an.

„Weißt Du denn so bestimmt, daß ich es bin, die das Band gelöst, welches mein Schicksal mit dem eines Andern verband?"

„Du oder er, das ist gleich, da Dein Herz ihm untreu wurde, da Du wegen dieses Stuart Deine heiligsten Pflichten verletztest."

„Wenn Du eine Ahnung davon hättest, wie grausam Du bist, so würden Deine Worte Dich erschrecken," flüsterte Ebba, und wandte ihren Kopf ab.

„Ebba, wenn ich grausam bin, so kommt das daher, daß ich, der Weiberfeind, von wahnsinniger Leidenschaft ergriffen, eine Frau so sehr liebe, daß ich mit ihr sterben will, und wenn ich daher entdeckt, daß sie eine personificirte Lüge, eine Ehebrecherin und meiner Liebe unwürdig ist, so geht die Liebe in gleichen Rachedurst über."

„Besinne Dich, Carl, und wäge Deine Worte." Auf Ebba's Gesicht brannte eine glühende Röthe.

„Das ist unnöthig, ich will und muß Dir die Wahrheit sagen. Bei aller meiner Verachtung und meinem Haß gegen Dein Geschlecht, meinem Zweifeln an allem Guten und Edlen bei Euch, stahl sich Dein Bild in mein Herz. — Ich vermochte den Glauben an Deinen wahren Werth nicht aus meiner Seele zu verbannen, obgleich ich innerlich wegen dieses Glaubens erröthete und mich dieser Liebe wie einer meiner unwürdigen Schwachheit schämte. — Ich fühlte, daß ich durch Dich betrogen werden würde, und hätte uns Beide tödten mögen, um mir diesen Schmerz zu ersparen. — Später schwor ich mir selbst, Dich nie zu lieben, und nie etwas zu thun, um von Dir geliebt zu werden. — Daß ich Dir nun sage, was ich gefühlt habe, geschieht, weil mit der Entdeckung, daß Du ein verbrecherisches Weib, eine geschiedene Gattin bist, die Verachtung meine thörichte Liebe getödtet hat. — Ich beklage Dich und Dein Geschlecht, denn bei Euch ist nur Falschheit; ich wünsche mir selbst Glück dazu, der Folge meiner thörichten Schwachheit, mich noch einmal blenden zu lassen, entgangen zu sein."

Ebba hörte ihn mit stillstehendem Herzen an. Ihr Antlitz war wieder bleich geworden, aber es lag eine erhabene Ruhe, ein tiefer und ernster Schmerz über demselben, der den Frechen zu fragen schien: wie kannst Du so zu ihr sprechen? — Ihr reiner Blick war so frei von jedem Ausdruck des Verdrusses oder verwundeten Stolzes, daß er deutlich bewies, sie stehe zu

hoch, um von seinen Worten berührt zu werden. Mit einer festen und ruhigen Stimme antwortete sie ihm:

„Deine Worte haben zugleich meinem Herzen wohl gethan, und es doch tief betrübt. — Ich weiß, daß Du einmal die mich verwundenden zurück nehmen wirst."

„Daran zweifle ich. — Die Gefühle meines Herzens leiden nicht zweimal Schiffbruch."

„Es sind auch nicht Deine Gefühle, die ich wieder gewinnen will. — Nein, es ist nur Deine Achtung, und die wirst Du gezwungen sein, mir wieder zu schenken. — Die Liebe, welche Du mir zugewandt hast, betrachtest Du als ein Deiner unwürdiges Gefühl, worüber Du selbst erröthen müßtest, und solche Almosen kann ich nicht annehmen. Schenke die an eine weniger anspruchsvolle Dame, die vielleicht Deiner Liebe würdiger ist; denn eine Liebe, die man mir ohne wirkliche Achtung widmete, würde mir nur als eine Beleidigung erscheinen."

„Und eine solche Beleidigung bleibt Dir nun erspart." — Der Rittmeister beugte sich über sein Pferd und klopfte ihm den Hals. — Es entstand eine Pause. Nach einigen Augenblicken begann er wieder in seinem gewöhnlichen scherzenden Tone:

„Sieh, wie Kapitain Stuart für Mathilde schwärmt. — Hüte Dich, Du hast in ihr eine gefährliche Nebenbuhlerin, die Du nicht leicht bekämpfen wirst, wenn sie Dir den Sieg streitig machen will." — Carl warf einen forschenden Blick auf Ebba und erschrack fast über den Ausdruck bittern Schmerzes, der sich bei diesen Worten in ihrem Gesichte wiederspiegelte; aber im nächsten Augenblick erweckte es nur seinen Verdruß, wenn er bedachte, daß sie mit ruhiger und kalter Stirn alle seine Ausfälle angehört, und nun bei der Anspielung darauf, daß sie Stuart's Liebe verlieren könne, einen so tiefen Schmerz empfand. — Der Mensch ist fast immer grausam, wenn er von Eifersucht gepeinigt wird, denn er freut sich über die Qualen, die er unter dem Einfluß derselben hervorruft.

„Wenn es Dir gefällt, so wollen wir versuchen, sie einzuholen? Dann will ich Stuart meinen Platz an Deiner Seite anbieten."

„Nein, Carl, das verbitte ich mir," sagte sie mit unsichrer Stimme, und bebenden Lippen.

„Du liebst ihn in der That sehr!" Darauf wandte Carl sich mit den Worten an den Lieutenant: „Du bist Deiner Dame untreu geworden, Fries?" Er hielt sein Pferd an, so daß der Lieutenant seinen Platz einnehmen konnte.

Der Abend verbreitete sein magisches Licht über die im Salon zu Ljungstahof versammelte Gesellschaft, die sich dort nach den fröhlichen Beschwerden des Tags erholte. Man sprach von gleichgültigen Dingen.

Mathilde, etwas unruhig darüber, daß der Graf sich fortwährend von ihr entfernt hielt, näherte sich ihm, als er an einem Fenster allein stand mit einem lieblichen Lächeln.

„Was soll ich von dieser Kälte denken?" sagte sie mit einem zärtlichen Blick.

„Denke, Mathilde, daß ich Dich zu innig liebe, als daß ich mit Gleichgültigkeit zusehen könnte, daß Du mich wegen der schmeichlerischen Huldigungen eines Fremdlings vergißest."

„Ich glaube, Du bist eifersüchtig?" Mathilde zog die Augenbrauen zusammen.

„Das würde mir sehr mißfallen, denn das verriethe Zweifel an meiner Ergebenheit."

„Wenn nicht daran, so an mein eigenes Vermögen, Liebe einzuflößen."

„Mathilde, ich liebe Dich ja von ganzem Herzen." Der Graf lehnte den Kopf gegen die Fensterscheibe. „Ich leide zu sehr darunter, als daß ich geduldig zusehen könnte, wenn Andere wagen, auf Kosten meines Glückes etwas zu hoffen; ich kann es nicht ertragen, daß Du mit meinen Ge-

fühlen spielst. Schon heute Abend sage ich Deinem Vater, daß wir uns verlobt haben."

„Was wird aber dann aus unserer Uebereinkunft," fragte sie mit unruhigem Gesichtsausdruck.

„Die muß aufgegeben werden, wenn Du mich wirklich liebst."

„Aber wenn ich es nicht will?"

„Mathilde!" Die Stimme des Grafen klang beinahe drohend.

„Henning, liebst Du mich?" Mathilde war in diesem Augenblick unendlich schön, die Stimme klang melodisch.

„O wie kannst Du so fragen?" Des Grafen Blick hing bethört an der lieblichen Erscheinung.

„Dann folgst Du mir und lässest Alles bleiben, wie es ist, bis ich es selbst anders bestimme."

In diesem Augenblick fielen die Augen des Grafen auf den Kapitain, der das Paar forschend betrachtete, als wenn der Anblick dieses Mannes und die Erinnerung an seine Zudringlichkeit Mathilden's Zauber gebrochen hätte, äußerte er jetzt mit fester Stimme:

„Jetzt oder niemals werde ich vor Allen auftreten, als Der, dem Du Deine Treue gelobt hast. — Schlägst Du mir dies ab, so komme ich nie wieder auf mein Verlangen zurück."

„Welche Sprache, Henning?" Mathilde sah verwundert auf ihren Anbeter.

„Es ist die des Gefühls, Mathilde. — Man hat mich vor Dir gewarnt, aber ich habe nicht darauf gehört. — Man hat mir gesagt: Diese schöne Frau ist ohne Herz, aber ich habe nicht daran geglaubt. — — Aber wenn Du jetzt noch selbst dieses Spiel fortsetzen, wenn Du behaupten willst, daß Du mich liebst, während Du Deine Aufmerksamkeit zwischen Fries und Stuart theilst, und die Gelübde, die Du mir gegeben hast, gänzlich aus den Augen läßest, dann bin ich gezwungen, zu glauben, daß

Du nur eine herzlose Coquette bist, und meine Achtung vor Dir würde gänzlich verschwinden. Aber noch stehst Du so hoch in meiner Achtung, daß ich schmerzlich darunter leide, wenn die reine, lichte Glorie, womit meine Einbildungskraft Dich geschmückt hat, geschwächt wird. Möge ich nie gezwungen werden, Dein Bild aus meinem Herzen zu verbannen!"

Die Frauen sind im Allgemeinen mit einem scharfen Blick begabt, der sie in den Stand setzt, weit sicherer, als der Mann, ihre Stellung und ihre Stärke zu beurtheilen.

Wenn dies für das Geschlecht im Allgemeinen gilt, wie vielmehr sollte dies Vermögen nicht einer Frau wie Mathilde eigen sein, deren ganzes Leben darauf ausging, den Eindruck, den sie machte, und die Gewalt, die sie ausübte, zu studiren. Sie erkannte daher gleich, daß sie den Bogen allzu fest gespannt habe, und daß ein einziger fernerer Druck sie ihrer ganzen Macht über den Grafen berauben könnte. — Hier gab es keinen andern Ausweg mehr, als seinem Wunsche nachzukommen. Weshalb sie ihm denn ihre Erlaubniß gab, am folgenden Tage ihren Vater von ihrer Verbindung in Kenntniß zu setzen.

Nachdem Mathilde sich vom Grafen getrennt hatte, wandte sie sich an den Lieutenant, um etwas Zerstreuung für ihre Unruhe zu finden.

„Waren Sie mit bei der Reitparthie, Herr Lieutenant?" fragte sie.

„Ja, ich hatte die Ehre."

„Wirklich, aber ich habe Sie gar nicht gesehen."

„Vermuthlich deswegen, weil ich mich im Schatten hielt," antwortete der Lieutenant mit feinem Lächeln.

„Ich hatte im Gegentheil darauf gerechnet, Sie zu meinem Cavalier zu erhalten."

„Ach, Frau Baronin! Sie kennen meine Angst vor der Glücksgöttin, sie ist stets trügerisch. — Und namentlich da ich weiß, daß sie für mich nur eine Seifenblase ist."

„Sie wollten also nicht mein Cavalier sein?“ Mathildens Augen ruhten mit einem unwiderstehlichen Ausdruck auf dem jungen Manne.

„Hätte es nur von meinem Willen abgehangen, dann . . .“ Der Lieutenant wurde ganz schwindlich im Kopfe.

„Dann? — fahren Sie fort, mein Herr!“

„Dann hätte ich alle Andern fortgetrieben; aber nun . . .“

„Nun weiter?“

„Nun hing es von Ihnen ab, gnädige Frau.“

„Was folgt daraus?“

„Daß Sie auf jeden Fall dem Kapitain Stuart das Glück zuerkannt hätten. Wenn die Sonne nicht auf mich scheinen will, bin ich zu klug, um hinter ihren Strahlen herzulaufen. — Da begnüge ich mich lieber mit den Strahlen des Mondes.“

Am folgenden Tag trat der Graf als Mathildens Bewerber auf, und des Mittags wurde ihre Gesundheit getrunken. Die Verlobung sollte ein Geheimniß innerhalb der Familie bleiben, bis Rosersberg vollkommen in Ordnung und die schöne Besitzerin zum Herbst dort hingezogen sei.

Nach dem Essen näherte sich der Rittmeister Mathilden.

„Ich wünsche Dir Glück zu der Geschicklichkeit, womit Du Deine Karten gespielt hast,“ sagte er, „Deine Geschicklichkeit hat Dir dies Mal eine Grafenkrone und ein unermeßliches Vermögen eingebracht; und — wenn das Glück gut, Thorenhjelm für's ganze Leben Logis im Irrenhause.“

Er entfernte sich, ohne eine Antwort abzuwarten.

Am Abend saß man im Pavillon. Der Lieutenant war zur Stadt gereist, und der Ingenieur und Künstler waren ebenfalls abwesend, so daß die Gesellschaft nur aus den Familien-

gliedern, außer dem Grafen und Kapitain bestand. Man sprach von Italien.

„Die Frau Baronin hat sich ja längere Zeit in Pisa aufgehalten?" fragte Kapitain Stuart, Mathilden. Sie antwortete bejahend, mit einem leichten Erröthen.

„Vor einem Jahr," fuhr er fort, „reiste ich durch diesen Theil Italiens, und logirte unterwegs zwischen Pisa und Piombino in einem hübschen Landhause; — wo ein Schwede und eine Schwedin wohnten."

Stuart machte eine Pause und betrachtete Mathilden forschend mit seinen dunkeln Augen.

„Vermuthlich ein Ehepaar," fiel der Baron Remmer ein.

„Nein, Herr Baron. Die schwedische Frau, war mit einem Italiener verheirathet, und Ihr Landsmann, ein, wie es schien, vermögender Edelmann, hatte, geleitet von einer fixen Idee, sich dort niedergelassen."

Marie wurde bleich und der Rittmeister sah forschend den Kapitain an, der mit einem eigenen unglückdrohenden Ausdruck des Spottes die Augen auf Mathilde gerichtet hatte, während er fortfuhr:

„Der Toscaner erzählte mir die Veranlassung zu seiner Verheirathung mit der Schwedin; es war eine recht merkwürdige Geschichte."

Abermals eine Pause.

„Geben Sie uns die Geschichte zum Besten?" fragte der Oberst.

„Gerne."

„Wollten wir nicht erst einen Spaziergang machen," unterbrach Mathilde; „der Abend ist so schön, oder was meinst Du, Vater;" fügte sie an ihren Vater sich wendend, hinzu, indem sie ihn liebkoste.

„Nein, mein Kind, ich bleibe lieber, wo ich bin, und höre Stuart's Geschichte; aber Ihr Jungen könnt ja gehen."

„Wenn Vater hier bleibt, bleibe ich auch;“ Mathilde wechselte einen unruhigen Blick mit Marie, was dem Rittmeister nicht entging.

Ebba saß still und ungewöhnlich gedankenvoll an dem offnen Fenster des Pavillons.

„Meine Frau stattete eine Kammerjungfer während ihres Aufenthalts in Italien zur Hochzeit aus, vielleicht ist es dieselbe Person,“ begann der Baron wieder.

„Das ist nicht wahrscheinlich,“ antwortete Stuart und richtete seinen Blick auf Mathilde, die bei diesen Worten wieder aufzuathmen schien; dann fuhr er langsam fort, wie um ihre qualvolle Unruhe recht in die Länge zu ziehen; „wiewohl sie wirklich bei einer Baronin Remmer, der sie von Schweden gefolgt war, gedient haben soll.“

„Dann war es auch die Kammerjungfer meiner Frau; denn meines Wissens hat sonst Niemand, der meiner Familie angehört, sich längere Zeit im Auslande aufgehalten.“

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, Herr Baron, daß es die Frau Baronin nicht gewesen sein kann.“

„Und weshalb nicht?“

„Die Umstände bei der Verheirathung dieser Kammerjungfer sind der Art, daß sie unmöglich auf die Frau Baronin und ihre Töchter deuten können, denn sie verbergen eine Handlung des Leichtsinns, die in aller Stille innerhalb der vornehmen Familie begangen wurde.“ Der Kapitain lachte.

„Es wäre inzwischen ganz amüsant diese Geschichte zu hören,“ äußerte der Baron, etwas bleich.

„Aber, Herr Baron, ich halte es jetzt nicht mehr für zartfühlend, sie zu erzählen.“ Marie sah bittend auf Kapitain Stuart, aber er gab sich den Schein, als bemerke er es nicht.

„Mein Herr, ich muß jetzt in vollem Ernst darum bitten, die Geschichte zu hören, damit ich und meine Verwandten hier Sie überzeugen können, daß meine selige Frau und meine

Töchter nichts mit der Sache zu thun haben." Der Baron betrachtete Stuart mit einem stolzen, ruhigen Blicke.

„Der schwedische Edelmann, welcher bei dem Ehepaare wohnt, führt mit dem Herrn Oberst denselben Namen," begann Stuart wieder, als wollte er die Erzählung von den Ereignissen mit der Kammerjungfer vermeiden.

„Vermuthlich mein ältester Sohn," antwortete der Oberst bekümmert. „Er hält sich wegen einer Geisteskrankheit meistens in der Nähe von Pisa auf."

„Das ist merkwürdig." — Stuart schwieg.

Dann stand er auf, indem er hinzu fügte:

„Erlauben Sie, daß ich meine Bekannten in Pisa ruhen lasse?"

„Aber Sie sagen mir kein Wort von meinem Sohne," rief die Oberstin, und näherte sich dem Kapitain. — „Wie ist es mit ihm? Ach, mein Herr, erzählen Sie uns etwas von ihm."

„Er ist still, verschlossen und melancholisch, aber sonst ist er vollkommen gesund an Körper und Geist. — Er machte mit mir die Reise von Pisa, durch Tirol und Oesterreich, — aber in Wien trennten wir uns. Er gedenkt, sich im Herbste nach Schweden zu begeben, aber von seinen Familienverhältnissen hier sprach er nicht mit mir. — Haben Sie nicht kürzlich einen Brief von ihm gehabt?"

„Er schreibt sehr selten, und wir haben lange nichts von ihm gehört. — Er kommt also wieder nach Schweden?"

„Ja."

„Jetzt lassen Sie uns die Geschichte von der Kammerjungfer hören," sagte der Baron.

„Aber ..."

„Kein Aber, mein Herr, haben Sie die Güte, meinen Wunsch zu erfüllen."

„Die Schicksale einer Kammerjungfer können wol kein

großes Interesse einflößen, und es würde dem Herrn Kapitain gewiß beschwerlich sein, sie zu erzählen," fiel Mathilde lebhaft ein.

„Habe die Güte, Dich nicht in diese Sache zu mischen, mein Kind," sagte der Baron etwas scharf.

„Ich werde Ihrem Wunsche nachkommen. Als ich meinen italienischen Wirth eines Tags fragte, wie er in den Besitz einer so hübschen Schwedin, und einer so guten Landstelle gekommen sei, berichtete er Folgendes: Daß seine Frau von Schweden aus eine Baronin Remmer, die mit zwei Töchtern gereist sei, begleitet habe; er habe sie während des Aufenthaltes der Familie in Neapel kennen gelernt. Da er dort bei einer Cousine von dem Fräulein Remmer gedient, habe er seine Caroline oft gesehen und sich sterblich in sie verliebt. Aber da weder er, noch seine Auserkorne vermögend waren, so hatten sie gar keine Aussichten für die Zukunft. Die Baronin reiste von Neapel nach Rom. Eines Tages, kurz nach ihrer Ankunft daselbst, hatte die Baronin zu Carolinen gesagt: „Ich schenke Dir als Aussteuer eine kleine Landstelle, die so groß ist, daß Du mit einer jährlichen kleinen Pension darauf leben kannst, so daß Du Dich mit Loretto (dem Bedienten der Cousine) verheirathen kannst, wenn Du mir die Erfüllung folgender Bedingungen gelobst: Du nimmst, wenn Du verheirathet bist, eine junge Dame in Dein Haus auf, deren Stand und Namen Du Niemanden nennen darfst. Das Kind, was unter Deinem Dache das Licht der Welt erblicken wird, sollst Du wie Dein eigenes erziehen und jährlich eine bedeutende Summe für seinen Unterhalt erhalten. Aber Du mußt Dich verpflichten, nie nach Schweden zurückzukehren." Caroline ging auf diesen Vorschlag ein, und ein kleiner Knabe wurde in ihrem Hause geboren. Von zwei Damen die dort ankamen, reiste die eine nach drei Monaten fort, während die andere noch einige Zeit verweilte, bis sie eines Tages mit dem kleinen

Knaben verschwunden war. Das einzige, was sie zurückließen, war ein Brief, den Carolinens Mann sorgfältig bewahrte. Als sie jetzt hörten, daß ich beabsichtigte, nach Schweden zu reisen, bat Caroline mich inständigst, mich nach dem Schicksale des Kindes zu erkundigen, und übergab mir für diesen Zweck den zurückgelassenen Brief. Sie finden also, Herr Baron ..."

„Daß Sie mich wirklich verbinden würden, wenn Sie mich diesen Brief sehen ließen, der mir vielleicht Anlaß geben kann, das verschwundene Kind wieder aufzufinden. Haben Sie den Brief gelesen?"

„Ja — er ist geschrieben von ..."

Ebba erhob sich rasch und warf dabei einen kleinen Tisch um, daß dadurch herbeigeführte Geräusch zog aller Augen auf sie, außer Stuart's, der mit Absicht zu vermeiden schien, sie anzusehen, sondern, ohne sich unterbrechen zu lassen, fortfuhr: „von einer Dame mit Namen ..."

„Man pflegt bei solchen Ereignissen die Namen nicht zu nennen," unterbrach Marie ihn mit glühenden Wangen.

„Ach, mein Fräulein, den Fehler habe ich leider schon begangen, deshalb ..."

„Ist es Zeit, ihn jetzt wieder gut zu machen," fiel Ebba mit scharfer Betonung ein.

„Es ist noch weniger passend, den Erzählenden unaufhörlich zu unterbrechen," bemerkte der Baron, der sehr bleich geworden war; „denn man sollte beinahe zu dem Glauben veranlaßt werden, daß die Sache Euch angeht, da Ihr so lebhaft dafür kämpft, daß der Name nicht genannt werden soll," fügte er mit strengem Blicke auf Ebba und Marie hinzu.

„Ich bin der Unannehmlichkeit, den Namen zu nennen, überhoben, wenn ich Ihnen selbst den Brief gebe," sagte Stuart mit einem eigenen Lächeln, indem er den Brief aus der Brusttasche nahm. „Es ist stets meine Absicht gewesen, mich an Sie zu wenden, Herr Baron, um von Ihnen einige Finger-

zeige bei meinen Forschungen nach dem Kinde zu erhalten, denn ich konnte annehmen, daß Ihnen die Baronin Leonore Remmer bekannt gewesen sei." Diese Worte wurden mit lauter und klangvoller Stimme ausgesprochen. Sie wirkten auch gleich einem electrischen Schlage auf alle Anwesenden.

„Seien Sie so gut, mir den Brief zu geben, denn ist er Leonore Remmer unterzeichnet, so ist er auch von meiner seligen Frau," sagte der Baron und streckte die Hand aus, um den Brief zu nehmen; aber in demselben Augenblicke trat Marie vor und ergriff den Brief:

„Mein Herr," sagte sie heftig, „Sie haben gemißbraucht, was der Zufall in Ihre Hand gegeben hat, Sie haben kein Recht, diesen Brief auszuliefern."

„Aber ich habe das Recht, ihn zu lesen," sagte der Baron mit befehlender Stimme und riß den Brief aus Mariens Hand. Darauf betrachtete er seine Tochter mit Strenge, indem er hinzu fügte: „Du fürchtest also, daß der Inhalt dieses Briefes mir bekannt werde. Du weißt vielleicht, daß er den Stempel der Schande auf meinen Namen drücken wird. Er faltete den Brief langsam auseinander und reichte ihn Marie; „Du hast mir die Wahrheit verbergen wollen," sagte er mit strenger Stimme. „Deine Strafe dafür wird es sein, diesen Brief mit lauter Stimme vor allen Anwesenden zu lesen."

„Mein Vater, um Gottes Willen," rief Mathilde, stürzte zu ihm und ergriff angstvoll die Hand des Barons, aber er stieß sie von sich.

„Hüte Dich, meine Tochter, Dich hierein zu mischen, denn es handelt sich hier um meine Ehre, und Derjenigen, die es gewagt hat, den kleinsten Flecken darauf zu werfen, werde ich nie verzeihen; ich werde sie nicht einmal als mein Kind anerkennen. Mein Fräulein, ich bin gewohnt, daß mir gehorcht wird, lies!"

„Mein Vater sei barmherzig," schluchzte Marie.

„Ich bin kein Vater mehr, ich bin nur noch Richter über Den, der sich unwürdig gemacht hat, meinen Namen zu tragen. — Lies! Hörst Du nicht, daß ich es befehle," fügte der Baron mit fürchterlicher Kälte hinzu.

Marie strich sich mit der Hand über die Stirn, worauf sie mit unsicherer Stimme Folgendes las:

Pisa, den 8. Mai 1845.

„Mein geliebtes Kind! Ich fühle, daß meine letzte Stunde naht, und wünsche deshalb, bevor ich sterbe, Dir mein letztes Lebewohl zu sagen, und Dir meinen Segen zu geben. Der Kummer über die letzten Ereignisse, und die Schande, welche nach der Ansicht Deines strengen Vaters seinen Namen durch die Geburt dieses Kindes mit Recht treffen würde, hat mein Ende beschleunigt. Du weißt, wie sehr ich Deinen Vater liebe, und daß ich gern bereit wäre, mein Leben für sein Glück zu opfern, deshalb danke ich Gott, daß er mich fortnimmt, bevor ich Zeuge seines Kummers werde. Ich kann nicht in's Grab sinken mit dem Gedanken, daß er früher oder später von dem bitteren Kummer getroffen werden sollte, sich entehrt zu sehen, durch eins der Kinder, von denen er Freude und Dankbarkeit erwartete. Ich kenne sein stolzes Herz und weiß, daß ein solcher Schlag ihn härter als alles Andere treffen würde. Gelobe deshalb, falls Du nicht mehr zu mir gelangen kannst, bevor Gott mich abruft, niemals, so lange Dein Vater lebt, das traurige Geheimniß zu verrathen. Führe den Knaben deshalb, nachdem ich todt bin, und ohne daß auch nur seine Pflegerin etwas davon weiß, unbemerkt zu dem Obersten, dem Manne Deiner Tante, und bitte ihn, das Kind anzunehmen; aber Du darfst nicht einmal vor ihm die Herkunft des Kindes offenbaren. Erst wenn Dein Vater gestorben ist, mag Alles offenbart werden.

Komm rasch, denn mein Herz bricht unter der Last der

Reue, daß ich meine Pflicht als Mutter, Stiefmutter und Pflegemutter nicht recht aufgefaßt habe; sondern namentlich diese letztgenannten Pflichten zu sehr bei Seite gesetzt, und mein eigenes Kind, welches durch sein Benehmen all' dies Unglück hervorgerufen hat, mit zu großer Schwäche und Nachsicht behandelt habe.

Deine sterbende Mutter

Leonore Remmer."

Nachdem Marie den Brief gelesen hatte, herrschte eine Todesstille in dem Salon. Mathildens Augen hingen angstvoll an des Vaters Antlitz. Marie hatte ihren Kopf gesenkt, und die Augen des Barons waren mit einem unbeweglichen Ausdruck auf sie gerichtet. Der Rittmeister schien mit gespannter Erwartung auf die ersten Worte, die gesprochen werden würden, zu lauschen. Ebba hatte sich erhoben, und stand neben Stuart, mehr einer Bildsäule als einem lebenden Wesen ähnlich; auch sie schien mit großer Spannung auf Das, was kommen sollte, zu warten. Endlich arbeitete sich ein Seufzer aus der Brust des Barons hervor, und er fragte mit scharfer, fast schneidender Stimme:

„Von wem spricht dieser Brief?"

Mathilde schauderte zusammen. Marie antwortete mit bebender Stimme:

„Von mir."

Der Baron legte seine Hand auf Marie's Schulter und sagte mit vor Zorn bebender Stimme:

„Nieder auf die Knie, Du Ehrvergessene, bekenne Deine Schande, und bitte alle hier Anwesenden um Verzeihung, daß Du es gewagt, unter ihnen aufzutreten, obgleich Du Dich ihrer Achtung unwerth gemacht hast. — Und dann fort aus meinen Augen, denn Du bist nicht länger meine Tochter, weil Du das Recht verwirkt hast, meinen Namen zu tragen; ich ..."

„Halt ein," rief Ebba, „Marie ist vollkommen unschuldig,

ich bin die Schuldige, denn ich bin die Mutter dieses Kindes." Ebba brachte diese Worte mit gewaltsamer Anstrengung hervor und sah nachher auf den Rittmeister, der einige Schritte zurückgetreten war, indem er sie mit Verwunderung, fast mit Bestürzung ansah. Ebba führte die Hand über die Stirn, und dachte mit der Befriedigung der Verzweiflung: „jetzt habe ich meine Schuld an Dich abgetragen, mein guter Pflegevater." Nachher ergriff sie Mariens Hand.

„Steh' auf, Marie," sagte sie, „Dein Platz ist nicht auf den Knieen; Du bist eine würdige Tochter, eine treue Freundin, und hast in dieser Hinsicht mehr als Deine Pflicht erfüllt." Ebba preßte Mariens Hand, um sie zum Schweigen zu zwingen, und warf einen fast befehlenden Blick auf Stuart, der ihr einen Schritt entgegen gegangen war, aber durch diesen Blick zurückgehalten wurde. Der Baron faßte Ebba's beide Hände, indem er mit dumpfer Stimme sagte:

„Du, das Kind meiner geliebten, unglücklichen Schwester, ein verbrecherisches Weib!"

„Dieser peinliche Auftritt hat allzu lange gedauert," sprach der Oberst mit kaltem und stolzem Ernst. „Da die Frage Deine Töchter nicht mehr angeht, wirst Du erlauben, mein Bruder, daß ich Frau Brandis auf ihr Zimmer begleite, und ihr Gelegenheit gebe, Anordnungen zu ihrer Abreise von hier zu treffen."

Bei diesen so bitter verletzenden Worten des Obersten hob Ebba ihren Kopf mit einer edlen Bewegung empor, und warf auf Carl einen so reinen Blick, daß man darin deutlich die Sprache eines schuldlosen Herzens las. Der Oberst reichte ihr mit einem strengen Blick seine Hand; aber in demselben Augenblick stand der Rittmeister an Ebba's Seite, und bot ihr seinen Arm mit den Worten:

„Darf ich die Ehre haben, Dich zu begleiten, Cousine? Bevor Du jedoch dies Zimmer verlässest, muß ich öffentlich

erklären, daß Du das edelste Weib bist, welches ich kenne.“ Er nahm bei diesen Worten Ebba's Hand, und drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

„Mein Sohn!“ rief im höchsten Grade mißbilligend der Oberst.

„Carl!“ rief die Oberstin mit einem vorwurfsvollen Tone. Aber Carl richtete sich stolz auf, und blickte ernst um sich.

„Hier in diesem Zimmer befindet sich ein verbrecherisches Weib; aber das ist nicht Frau Brandis. Ich wäre eben so feige und gemein wie dieses Weib, wenn ich meiner Cousine Ebba erlaubte, dies Zimmer zu verlassen, ohne zuvor zu erklären, daß sie aus Edelmuth eine Unwahrheit ausgesprochen hat. Denn ich weiß, daß sie nicht die Mutter dieses eben erwähnten Kindes ist. Möge die, welche sich schuldig fühlt, hervortreten, und nicht Ihre Rechtfertigung auf Kosten der Ehre Schuldloser erkaufen.“

„Carl bedenke, was Du thust,“ rief Ebba, und erfaßte seinen Arm.

„Ebba,“ antwortete der Rittmeister, „Diejenige, die den Muth besitzt, sich selbst zu opfern, um ihrem Pflegevater einen bittern Kummer zu ersparen, die muß ein eben so tugendhaftes, wie großes Herz besitzen. Laß uns nun das Zimmer verlassen.“ Er bot ihr seinen Arm, aber der Baron trat ihm in den Weg.

„Nicht von der Stelle, mein Neffe,“ sagte er kalt und bestimmt, „bevor Du Dich erklärt hast. Deine Worte haben die Anklage auf meine Töchter zurückgeschleudert, und ich fordere Dich auf, mir als Edelmann zu sagen, wer von ihnen die Schuldige ist?“

„Der Vater des Kindes ist Max Eldner, und es wurde drei Monate nach seiner Verheirathung mit Mathilde Remmer geboren. Mathilde's schwache und stolze Mutter wollte noch bis zu ihrem Tode der Tochter die Achtung des Vaters bewahren. Das ist die einfache Wahrheit, mein Onkel,“ antwortete Carl ruhig.

„Mathilde!“ rief der stolze Vater, und verbarg mit einem durchdringenden Seufzer das Gesicht in den Händen.

Mathilde war weinend zu des Barons Füßen niedergesunken, ein Bild des Schmerzes und der Scham. Sie schien in diesem Augenblicke aller Anderen zu vergessen, und nur den Schmerz ihres alten Vaters zu sehen. Dieser Vater, der in Mathildens sonst so gefühllosem Herzen einen so großen Platz einnahm, war der Einzige, den sie zu lieben und zu fürchten gewohnt war.

Schließlich hob er sein schneeweißes Haupt wieder empor, richtete auf Mathilden den Blick des tiefsten Schmerzes, und sagte langsam in strengem Tone:

„Es giebt Fehler, Mathilde, die entschuldigt werden können, wenn sie von Menschen ohne Erziehung, ohne Bildung, ohne Religion und ohne Geburt, begangen werden; wenn aber diese Fehler Solchen zur Last fallen, die sich aller dieser Vortheile erfreuen, können sie nicht verziehen werden. Du hast einen solchen entehrenden Fehler begangen, Du hast die Achtung vor Dir selbst und vor dem Namen Deines Vaters vergessen. Du hast später im vollen Bewußtsein Deines Verbrechens versucht, dies auf eine Weise zu verbergen, wodurch Du Deine Pflichten als Mutter mit Füßen getreten hast, Du hast Dein Leben in einem vollkommenen Freudenrausche zugebracht, ohne zu bedenken, daß Du, um meinen Vorwürfen und dem Tadel der Welt zu entgehen, Deinem Kinde seinen Namen und das Glück eines Vaterhauses geraubt hast. Du hast gegen Gewissen und Pflichten gesündigt. Aber mehr noch, Deine Lippen verblieben stumm, auch da Deine Cousine aus Edelmuth mich vor dem Schmerz bewahren wollte, zu sehen, daß der Liebling meines Herzens den Platz nicht verdiente, den er darin eingenommen. Du schwiegst und ließest sie ohne Barmherzigkeit schimpflich aus diesem Zimmer weisen, ohne vorzutreten, und zu erklären: ich bin die Schuldige. Du entbehrst jeglichen Ehrgefühls, in Deiner Brust schlägt kein

Herz, was die Gemeinheit zu fühlen vermag, die darin liegt, daß man sich dadurch von Entbehrung freikauft, indem man Andere der Schande Preis giebt, vor einem solchen Manne schließe ich meine Thür, für ein solches Weib habe ich bloß Verachtung, für eine solche Tochter verschließe ich meine Arme und mein Herz. Geh — Du bist nicht mehr mein Kind; und ich habe für immer aufgehört, Dein Vater zu sein."

„O mein geliebter Vater! Gnade! Barmherzigkeit!" schluchzte Mathilde und umfaßte die Kniee des Barons.

„Steh auf!" antwortete der strenge Mann, „Deine erniedrigende Schwäche hätte ich möglicher Weise verzeihen können, aber daß Du so falsch bist und gemeinen Character hast, kann ich weder verzeihen noch vergessen. Ich verfluche Dich nicht, denn ich bin nicht hart, und noch weniger grausam; aber ich bin gerecht und muß Dich deshalb verstoßen." Der Baron ging zur Thür, aber Mathilde ergriff seine Hand. Er machte sich los mit den Worten: — „Ziehe diese Scene nicht in die Länge; denn Du solltest mich kennen, und mußt wissen, daß mein Entschluß unwiderruflich ist. Weder Zeit noch Bitten würden mich vermögen, eine Aenderung in demselben eintreten zu lassen." Er verließ das Zimmer.

Gebrochen, vernichtet, tödtlich verwundet in den zärtlichsten Gefühlen ihres Herzens, gab Mathilde sich in der nächsten Nacht dem tödtlichsten Schmerze hin. Ihr ganzes Leben, dies eitle, nutzlose, herzlose Leben, welches sie geführt, das Spiel, welches sie mit den Gefühlen Anderer und mit den heiligsten Interessen des Lebens getrieben, stand nun vor ihrer Seele und rief ihr höhnend zu: „Du erleidest nur eine gerechte Strafe." Mathilde hatte außer sich selbst nur zwei Wesen geliebt: ihren Vater und Carl. Verstoßen und verachtet von Beiden, erschien

ihr das Leben jetzt nur als eine schwere Bürde. Nachdem sie die Nacht auf diese Weise durchkämpft hatte, fühlte sie sich am Morgen so unglücklich, daß sie meinte, das Leben habe ihr nun keinen bittereren Kelch mehr zu bieten; aber sie täuschte sich. Als Lisette hineintrat, brachte sie zwei Briefe mit. Der eine war von ihrem Vater, und der andere von dem Grafen. Des Vaters Brief lautete also:

„Um so bald wie möglich vergessen zu können, daß ich eine Tochter verloren habe, trete ich auf ein Jahr eine Reise in's Ausland an. Mein letztes Wort an Die, welche ich mein Kind genannt habe, ist: Versuche, als Mutter gut zu machen, was die Tochter verbrochen hat. Außerdem ist mein Wille, daß Du sobald wie möglich Ljungstahof verläßest und nicht durch Deine Gegenwart Diejenigen belästigst, die Dich im Herzen verachten müssen. Marie dagegen soll bis zu meiner Rückkehr dort bleiben. Ich bin gewohnt, daß meine Befehle vollzogen werden, und verlange Das insonderheit von Jemanden, der so viel verbrochen hat wie Du.

Anton Remmer."

Mathilde fuhr im Bette empor.

„Beeile Dich, kleide mich rasch an; ich muß den Baron treffen."

„Er reiste um vier Uhr heute Morgen fort!"

Mathilde sank auf ihr Kissen zurück und brach in heftiges Schluchzen aus.

Des Grafen Brief enthielt folgende Zeilen:

„Die Mathilde, welche ich liebte, und für die ich mein Leben gegeben hätte, stand so hoch in meiner Einbildung, daß sie keiner falschen oder schlechten Handlung fähig wäre. Ihre Gedanken, ihre Gefühle und ihr ganzes Leben waren rein und edel. Aber die Mathilde, welche die Wirklichkeit mir nachher gezeigt hat, steht vollständig mit meinem Ideal in Widerspruch, und für Sie kann in meinem Herzen keine Liebe

mehr wohnen. Wenn Sie dies in Empfang nehmen, habe ich eben so, wie Ihr Vater, Ljungstahof verlassen. Leben Sie wohl, gnädige Frau. Mögen Sie selbst das Glück finden, dessen Sie mich für immer beraubt haben.

Henning Thorenhjelm."

Dieser letztere Brief war wohl nicht so schmerzlich, aber nichtsdestoweniger für Mathildens Eitelkeit sehr bitter und verletzend. Sie fühlte sich nun im höchsten Grade gedemüthigt, unglücklich, verlassen und einsam, den qualvollsten Erinnerungen anheimgegeben. Aber wir wollen nicht weiter auf ihre Gemüthsstimmung eingehen; was sie jetzt litt, war eine nur zu wohlverdiente Strafe, wie wir gleich sehen werden.

Am folgenden Tag reiste sie nach Rosersberg, obgleich dies noch nicht in Ordnung war, nachdem sie zuvor ein langes Gespräch mit dem Obersten hinsichtlich ihres Sohnes gehabt hatte. Der Oberst hatte bestimmt verweigert, seinen Enkel, den kleinen Edward, auszuliefern. Auf ihrem Gute lebte sie im höchsten Grade eingezogen: eine Beute des schneidenden Schmerzes, zu wissen, daß sie verstoßen sei von Allen, die sie geliebt und geachtet hatten.

Marie blieb auf Ljungstahof, aber machte von da aus häufige und oft recht lange Besuche bei ihrer jetzt so unglücklichen Schwester, sie bemühte sich, ihr Hoffnung und Vertrauen zu Gott einzuflößen. Mathilde war jedoch keiner plötzlichen Umwandlung fähig. Sie litt und tobte, weinte und verzehrte sich selbst in ihrem Schmerz, aber war völlig unfähig, ihr Schicksal ergeben und demüthig zu tragen. — Wir müssen sie jetzt ihrem Kummer überlassen.

Am Abend des folgenden Tages, nach Mathildens Abreise, schrieb Ebba in englischer Sprache folgende Worte an Kapitain Stuart:

„Ebba wünscht mit Tom zu sprechen, und erwartet ihn

heute Abend um acht Uhr im untern Salon." Sie schickte das Billet, worauf diese Worte geschrieben standen, durch einen der Bedienten an den Kapitain.

„Was hast Du dort in der Hand," fragte der Rittmeister, der dem Bedienten auf der Treppe, die zu den Zimmern der Herrn führte, begegnete.

„Ein Billet, welches die gnädige Frau mir gegeben hat, um es dem Kapitain Stuart zu bringen."

„Gieb her!" Der Rittmeister nahm es und las, was darauf geschrieben stand. — Eine dunkle Röthe bedeckte seine Stirn, als er es zurückgab.

Ebba saß gedankenvoll in einem Lehnstuhl zurückgelehnt im untern Salon. Die Uhr war noch nicht völlig acht, und die letzten Sonnenstrahlen verbreiteten einen matten Glanz im Zimmer. Auf dem Antlitz der jungen Frau ruhte eine sanfte Trauer, und ein Schatten von Bläße war über ihre Wangen verbreitet. Sie schien völlig in ihre innere Welt versunken zu sein, als die Salonthür geöffnet wurde, und der Rittmeister eintrat. Auch er war bleich und die dunkeln Augen ruhten mit einem halb zweifelnden, halb zärtlichen Ausdruck auf Ebba. Er näherte sich ihr. Bei dem Laut seiner Schritte sah Ebba auf. — Carl's Anblick rief einen leisen Rosenschimmer auf ihrem Gesicht hervor.

„Entschuldige, Ebba! — Ich weiß, daß ich nicht der Erwartete bin; aber es ist noch zehn Minuten vor acht Uhr, und diese, bitte ich, wollest Du mir schenken." Der Rittmeister warf sich in der größten Aufregung in einen Stuhl an ihrer Seite und strich sich mit dem Taschentuch über die glühend heiße Stirn.

„Du läßest mich wohl nicht vergeblich bitten?" fragte er.

„Nein, Carl. Im Gegentheil, ich stehe bei Dir in einer allzugroßen Schuld, als daß ich nicht mit wirklicher Freude Deinen Wunsch erfüllen sollte." Ebba reichte ihm die Hand,

indem sie hinzu fügte: „es giebt gewisse Handlungen, welche einen unauslöschlichen Eindruck machen, und ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, Dir zu danken für. . . .“

„Wofür? — Dafür, daß ich nicht zuließ, daß Du ungerechter Weise verkannt und schimpflich aus meiner Eltern Hause gejagt wurdest. — Meine Handlungsweise war so natürlich und selbstverständlich, daß sie der Erwähnung nicht verdient. Aber erlaube, daß wir hiervon abbrechen; die Zeit ist kurz und was ich zu sagen habe, muß vor acht Uhr gesagt werden, bevor Kapitain Stuart, Deinem Rufe gemäß sich hier einfinden wird.“

Ebba neigte bejahend ihr Haupt.

„Ich komme, um bei Dir Aufklärung über einige Zweifel, welche mich martern, zu erflehen, und bitte dringend um die Erlaubniß, ein ungesehener Zeuge Deines Gesprächs mit Kapitain Stuart sein zu dürfen.“

„Was wünschest Du, Carl?“ Ebba sah ihn mit einem vorwurfsvollen Blicke an.

„Ich wünsche, Ebba, Dich recht kennen zu lernen.“ Carl faßte heftig ihre Hände. „Mich verlangt einen unwiderruflichen Beweis von Deiner inneren Reinheit zu erhalten, — durch Dich den Glauben an Dein Geschlecht wieder zu gewinnen. Du wirst meine Bitte nicht abschlagen?“

„Das muß ich gleichwohl.“ — Ebba sah ihn traurig an. — „Wenn Du nicht an meine Unschuld glauben kannst, ohne meine Unterredung mit Stuart anzuhören, dann muß ich Dich Deinen Zweifeln überlassen; denn ich kann Deine Bitte nicht erfüllen.“

„Es giebt also ein Geheimniß zwischen Dir und diesem Manne?“ Der Rittmeister preßte leidenschaftlich ihre Hände.

„Ja,“ stammelte sie, „aber ein Geheimniß, welches mir nicht allein angehört.“

„Aber ich will und muß das Geheimniß kennen lernen,

wenn ich es auch aus seinem Herzen schneiden sollte.“ Carl hatte ihre Hände los gelassen, und erhob sich.

„Höre mich an, Carl! — Wenn dies Geheimniß mit bitteren und entsetzlichen Erinnerungen verknüpft wäre, die für mich verwundend und für Andere kränkend sind, würdest Du es doch erfahren wollen?“

„Ja!“ Carl's Brust hob sich unruhig.

„Und weshalb?“

„Weil ich Dich liebe; weil ich Dich vollkommen rein sehen muß.“

Die Uhr schlug acht, und Tritte auf dem Kieswege verkündeten, daß Jemand nahte.

„Du hast es mir verweigert, Euer Gespräch anzuhören; — nun gut, da werde ich es ohne Erlaubniß thun.“ Der Rittmeister näherte sich einem in der Nähe befindlichen Kabinet.

„Dadurch würdest Du mich nur zwingen, den Salon zu verlassen,“ antwortete Ebba bestimmt, und stand auf.

„Treib' mich nicht zum Aeußersten,“ rief der Rittmeister aus. „Ich muß wissen, ob dieser Stuart Dein Liebhaber jetzt ist, oder ob er Dein Liebhaber gewesen ist.“

„Nein, mein Herr, dieser Stuart war nicht Ebba's Liebhaber, sondern er war ihr Mann,“ antwortete Stuart, welcher nun in der Thür stand, die zu der Terrasse führte.

„Ebba's Mann!“ wiederholte Carl.

„Ja, ihr Mann, von dem sie aber geschieden ist, weil er, von einer zügellosen Leidenschaft beherrscht, in wahnsinniger Thorheit die Ehe auflöste und seine unschuldige und edle Gattin opferte. — Aber jetzt, mein Herr, ersuche ich Sie, mich einige Augenblicke mit Ebba allein zu lassen, nachher stehe ich zu Ihren Diensten, um eine vollständige Erklärung über Alles zu geben, was Ihnen räthselhaft scheinen könnte.“

Tief bewegt beugte Carl sich vor Ebba und führte ihre Hand an seine Lippen.

„Verzeih mir meine Uebereilung," sagte er; dann verließ er das Zimmer.

Nachdem Ebba mit Stuart allein war, begann sie:

„Ich habe gewünscht, mit Dir zu sprechen, Tom, um Dich zu bitten, mich von dem Gelübde zu entbinden, welches ich Dir bei unserer Trennung gab, Niemanden mitzutheilen, daß Du mein geschiedener Mann bist. — Du hast nun selbst durch Deine Aeußerung gegen Carl dies Gelübde gelöst. Es widerstrebt mir, diese Rolle einer Wittwe zu spielen, da es ein Betrug und mit meinen Character unverträglich ist."

„Meine Worte, theuerste Ebba, zu Deinem Cousin haben Dein Gelübde nicht gelöst. — Dein Wunsch würde mir gleichwohl genügen, wenn es für Dich oder Andere von dem geringsten Nutzen sein könnte, unserm Geheimniß den Schleier zu entziehen. Aber ich verspreche Dir, Deinem Cousin Alles zu entdecken; er ist der Einzige, der eine Ahnung davon hat. — Du bist ja unschuldig an Allem, was dies unglückliche Geheimniß birgt, und Dein Schweigen gilt nur den Fehlern, welche ich begangen, und den Leiden, welche diese über Dich gebracht haben. — Sag', Ebba, gewinnst Du etwas dadurch, daß der Schleier gelüftet wird?"

„Nein. Und Gott ist mein Zeuge, daß mein Wunsch nicht von dem Verlangen ausging, auf Deine Kosten mich von allem Schatten frei zu machen; aber es ist mir so schwer gewesen, durch ein Gelübde gezwungen zu sein, Menschen zu betrügen, die mich lieben, da ich gar zu gern offen und wahr sein möchte."

Was weiter gesagt wurde, ist überflüssig zu erzählen.

Die Nacht ist eingebrochen, und wir finden Stuart und Carl, jeder in einer Sophaecke sitzend, auf dem Zimmer des Ersteren. — Nach einem kurzen Schweigen begann der Kapitain:

„Es bedarf dessen nicht, Ihnen von Ebba's früheren Schicksalen zu erzählen, da Sie als Ihr naher Verwandter diese besser kennen werden, als ich selbst. Sie wissen auch, daß sie schon in ihrem dreizehnten Jahre Schweden verließ und den Bruder der Baronin Remmer nach England begleitete. Drei Jahre nach ihrer Ankunft dort wurde ich bei Graf Hjelm eingeführt. Ich gewann Ebba lieb, hatte das Glück, ihre Gegenliebe zu erwerben, und bekam sie zur Gattin. . . ."

„Aber Ebba wurde ja mit einem Kapitain Brandis verheirathet, der Kapitain bei der englischen Flotte, aber von Geburt ein Amerikaner, obgleich naturalisirter Engländer war; aber Sie, mein Herr . . ."

„Sind Kreole und heißen Stuart, wollen Sie sagen."

„Ja, wie hängt das zusammen?"

„Erlauben Sie, daß ich fortfahre, dann werden Sie es bald einsehen. — Ein Jahr nach meiner Bekanntschaft mit Ebba fand unsere Verbindung statt. — Ich hatte eine junge, einnehmende und liebenswürdige Gattin, nach unserer Scheidung habe ich kaum begreifen können, wie es möglich war, daß ich mich je von ihr trennte, die an Geist so reich begabt war, dabei ein so warmes Herz hatte und ein Engel voll Güte und Liebe war. Der bloße Gedanke an das Glück, was ich besessen und selbst zerstört habe erfüllt seitdem meine Seele mit der bittersten Reue. — Ebba liebte mich mit jener grenzenlosen Hingebung und jener reinen Liebe, deren nur ein edles und frommes Herz fähig ist. Nachdem wir ein Jahr im glücklichen Zusammenleben verbracht, unternahmen wir eine Reise nach dem Continent.

Sie wissen, welche Vorliebe die Engländer für Reisen haben. Ich wollte durch diese Ausflucht Ebba ein Glück bereiten, wonach ihre lebhafte Seele sich so innig sehnte. — Die Reise, welche nur zum Vergnügen unternommen wurde, hatte Italien als letztes Ziel. — Wir langten also auch in

Neapel an und besuchten eines Tages das Theater San-Carlo. Während wir da saßen und die glänzenden Toiletten musterten, trat in eine uns gegenüber liegende Loge eine ältere Dame hinein, die von einem jungen Mädchen begleitet war, deren blendende Schönheit mir einen Ausruf des Entzückens entlockte. Bei diesem Ausruf richtete Ebba ihre Blicke dahin und sagte gerührt und überrascht:

„Das ist meine Tante, die Baronin Remmer aus Schweden, und meine Cousine Mathilde."

An dem ganzen Abend konnte ich meine Augen nicht von der jungen Dame abwenden, die durch ihre Schönheit meine Vernunft und meine Sinne bethört hatte. Meine Hartnäckigkeit, sie zu betrachten, zog mir endlich ihre Aufmerksamkeit zu; denn ich bemerkte, daß ihr Blick zuweilen nach uns herüber streifte. Musik, Gesang und Bravoruf, Alles ging unbemerkt an mir vorüber; das bezaubernde Bild hatte meine ganze Seele eingenommen. Beim Herausgehen konnte ich ihre Gestalt nur flüchtig vorüber schweben sehen; und zum ersten Mal fühlte ich mich durch Ebba's Gegenwart genirt, weil ich durch sie verhindert wurde, der schönen Erscheinung nachzustürzen. — Ich weiß nicht, ob Ebba den Eindruck bemerkte, den Mathilde auf mich machte, aber ihre Augen suchten mit zärtlicher Unruhe die Meinigen. — Zurückgekommen in unser Logis verdoppelte sie ihre Zärtlichkeit, und zeigte mir die wärmste Liebe, aber meine Gedanken waren an Mathilde gefesselt, so daß ich ihre Zärtlichkeit zerstreut aufnahm und unerwidert ließ. Mein erstes Geschäft am folgenden Tage war, Erkundigung über das Logis der Baronin Remmer einzuziehen; aber meine Bemühungen wurden nicht mit Erfolg gekrönt. Unzufrieden und verstimmt kehrte ich heim, wo Ebba mich herzlich empfing und davon in Kenntniß setzte, daß ihre Tante und Cousine dasselbe Hôtel mit uns bewohnten. Am Nachmittage machten wir einen Besuch bei der Baronin, die Ebba sehr herzlich empfing.

Ich — ich sah nur Mathilde. — Aus Eitelkeit und Mangel an etwas Bessern zeigte sie mir eine zuvorkommende Aufmerksamkeit, die mich völlig verrückt machte. — Als wir endlich Abschied nahmen, war ich so hingerissen von ihr, daß meine Vernunft mich schon verlassen hatte. — Ein paar Tage verflossen. — Wir knüpften einen vertraulichen Umgang mit Ebba's Verwandten an und Mathilde fuhr fort, mich ausschließlich mit Ihrer Aufmerksamkeit zu beehren. Eines Abends, gerade als wir uns zur Ruhe begeben wollten, stürzte die Kammerjungfer der Baronin in unser Zimmer und unterrichtete uns, daß Ihre Gebieterin einen heftigen Blutsturz bekommen habe. — Ich eilte nach einem Arzt und Ebba ging, um einen Platz an dem Bette der Kranken einzunehmen. — Tage und Wochen vergingen, während welcher Zeit Marie und Ebba abwechselnd neben dem Bette der Kranken wachten. Mathildens zarte Gesundheit erlaubte ihr keine Nachtwachen, und die noch bis zum Tode für sie schwache Mutter wollte nicht, daß sie sich anstrengen sollte. — Die Folge davon war, daß ich Mathildens täglicher Gesellschafter und Begleiter auf ihren Spaziergängen wurde. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, welche bezaubernde Anmuth, Liebenswürdigkeit und unwiderstehliche Unschuld sie während dieser Zeit an den Tag legte. In der einen Stunde war sie eine träumerische Schwärmerin, in der andern eine betäubte und weinende Tochter, und in der dritten ein frohes und sorgloses Kind, — stets wechselte sie die Rollen, aber in allen war sie bezaubernd und hinreißend. Meine Vernunft, mein Pflichtgefühl, alles floh vor dieser heftigen Leidenschaft, die sie in mir erweckte.

Eines Tages, als Ebba, ermattet durch die vielen Nachtwachen, einige Ruhe in unserm Zimmer suchen sollte, sagte sie, als ich Anstalt machte auszugehen, mit kummervoller Stimme:

„Tom, bleibe bei mir, ich leide und fühle mich unglücklich, denn es scheint mir, als wenn Du mich nicht mehr so zärtlich liebst, wie früher.“

„Theure Ebba, ich habe Mathilde versprochen, mit ihr spazieren zu gehen," war meine Antwort.

„Du sollst heute nicht mit ihr spazieren gehen, nicht so oft." Ebba schlang ihre Arme um meinen Hals und weinte bitterlich. — Aber was bedeuteten jetzt ihre Thränen für mich, der ich nur an Mathilden dachte und nur für sie lebte. Ich riß mich von ihr los und eilte hinaus. Als ich zurückkam, fand ich Ebba verweint und eine schmerzliche Scene fand zwischen uns statt. Sie beschwor mich, mit ihr nach England zurückzukehren; sie sagte mir, daß Mathilde mit ihrem Cousin Max Eldner verlobt sei, und ihr Herz ihm gehöre. Sie flehte mich an, sie mit den Qualen, welche meine Gleichgültigkeit ihr verursachte, zu verschonen, erinnerte mich an unser entflohenes Glück, u. s. w. Ach, mein Herr, ich kann diesen peinlichen Auftritt nie vergessen. Die Erinnerung daran hat mich später entsetzlich gequält, aber damals rief er nur Ungeduld und Zorn bei mir hervor; ich beschuldigte in harten Worten meine Frau des Argwohns und der Eifersucht. Schon am folgenden Tage fragte ich Mathilde, ob sie einen Andern liebe, und ob sie wirklich mit Max Eldner verlobt sei; Mathilde antwortete:

„Ich liebe Niemand und meine Hand ist noch keineswegs vergeben, obgleich meine Angehörigen wünschen, daß ich Max Eldner heirathen soll." Ich suchte vergebens, mir zu erklären, weshalb sie ihre Verlobung verleugnete. — Nun folgte eine Zeit, wo sie mich an einem Tage hoffen ließ, daß ich geliebt sei, wiewohl Pflichtgefühl und Rücksicht ihr verboten, es einzugestehen, während sie mich am andern Tage wieder gänzlich dieser Hoffnung beraubte. Ihre abwechselnde Wärme und Kälte steigerte nur meine Gefühle zu einer Höhe, die dem Wahnsinn glich, und als sie mich eines Tages fragte:

„Was verlangst Du, daß ich einem verheiratheten Manne auf seine Liebeserklärung antworten soll," war ich in meinem wilden Wahnsinn nahe daran, das Band, was mich an Ebba

knüpfte, zu verfluchen. Ich stürzte von Mathilde weg und die arme, schon ohnehin so unglückliche Ebba mußte den ganzen Ausbruch meines innern Schmerzes ertragen.

„Mathilde, wenn ich frei wäre, würdest Du mich dann lieben?" fragte ich am folgenden Tage.

Sie sah mich wehmüthig und gedankenvoll an, während sie mit einer Blume spielte, und antwortete:

„Vielleicht."

„Gieb mir diese Blume, Mathilde, und ich schwöre, kein Wort von Liebe mehr zu Dir zu sprechen, bis ich frei geworden bin."

„Nimm sie," antwortete sie, „aber ich bin sicher, daß Du ebenso schnell Deine Neigung ändern wirst, wie diese Blume verblüht." Sie war in diesem Augenblick schön wie ein Engel. „Uebrigens setze ich kein großes Vertrauen in Deine Liebe, denn wenn Du mich nicht mehr siehst, wird sie verschwinden," fügte sie hinzu, während eine leise Wolke des Kummers über ihre Stirn zog.

„Aber wenn ich Dir durch die That beweise, daß ich alle Hindernisse, welche uns trennen, wegräumen, jedes Band, welches uns Beiden im Wege ist, zerschneiden kann, wirst Du dann an meine Liebe glauben?"

„Das würde ich thun, aber wozu dienen all' solche Vorstellungen? — Du bist verheirathet."

„Mathilde! ich reise auf der Stelle, und will Dich nicht eher wieder sehen, als bis ich frei bin."

In demselben Augenblick kam ein Bote von der Baronin, der Mathilde zu dieser hineinrief.

Ebba hatte mich fast täglich und mit Thränen gebeten, daß wir nach England zurückkehren sollten, aber ich war bis dahin taub gewesen für ihre Bitten. Als ich jetzt von Mathilde kam, sagte ich zu Ebba:

„In zwei Tagen treten wir die Rückreise nach England

an." Sie betrachtete mich mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Liebe und Freude, ohne eine Ahnung davon zu haben, welchen Schmerz ich ihr zu bereiten beabsichtigte. Aber weder ihre Freude, noch ihre liebevolle Dankbarkeit vermochte bis zu meinem Herzen zu dringen; — all' dies war mir nur lästig. — Zwei Tage später verließen wir Neapel. Die Baronin befand sich nun auf dem Wege der Besserung, aber hatte das Bett noch nicht verlassen. — Bei meinem Abschiede von Mathilde, bat ich sie auf den Knieen, um die Erlaubniß mit ihr zu correspondiren, sie beantwortete meine Bitte mit folgenden Worten

„Die Bedingung für unser Wiedersehen ist ja so fabelhaft, daß wir mit Sicherheit annehmen können, daß wir einander nie wieder treffen werden; ich sehe daher keinen Grund dazu uns das Opfer aufzulegen, einem angenehmen Briefwechsel zu entsagen."

Nach der Abwesenheit eines Jahres kamen meine Frau und ich nach London zurück. Die Gefühle, womit ich mein Haus betrat, wo ich so glücklich mit einer geliebten und liebenden Gattin gelebt hatte, sind nicht zu beschreiben; und doch fühlte ich etwas wie Schmerz, daß sie nun zwischen mir und meinem geträumten Glücke stand. Ich übergehe Ebba's Freude und Seligkeit, als sie sich nun wieder in dieser Heimath befand, wo sie hoffte, daß Liebe und Glück auf's Neue aufblühen würden, wo ich aber ihr bald den bittersten Kelch reichen sollte. Sie vergaß jetzt alle Thränen und Qualen, welche meine Kälte ihr verursacht hatten. Ihr ganzes Wesen athmete Hingebung und Hoffnung. Aber ach! diese Freude sollte nur kurz sein."

Stuart machte hier eine kurze Pause, Carl hüllte sich in eine dicke Rauchwolke, ohne ein Wort zu äußern. Nach einigen Augenblicke begann der Kapitain wieder:

„Eine kurze Zeit verging, während welcher Ebba Alles that, was eine Frau thun kann, um das Herz ihres Mannes

wieder zu gewinnen; aber bald erkannte sie, daß dies Herz fern von der Heimath gefesselt war. Sie klagte nicht, sie machte mir keine Vorwürfe, aber die traurigen Blicke, das schmerzliche Lächeln, war beredter, als Worte gewesen wären. Endlich beschloß ich, diesem peinlichen Verhältnisse auf einmal ein Ende zu machen, indem ich ihr erklärte, mein Entschluß, daß wir uns trennen sollten, sei unwiderruflich gefaßt.

„Ebba," sagte ich eines Tages zu ihr, „findest Du nicht, daß ich sehr verändert bin?"

„Ja sehr."

„Du kennst wohl auch die Ursache zu dieser Veränderung?"

„Nein, Tom, die will ich nicht kennen," ihre Wangen wurden schneeweiß.

„Aber ich wünsche, daß Du sie kennen möchtest."

Sie faßte meine Hände, indem sie mit tiefer Rührung sagte:

„Sag mir nichts, ich würde nicht den Muth haben, Dich zu hören!"

„Und doch mußt Du die Wahrheit wissen, und die Art der Gefühle kennen lernen, die mich an eine Andere fesseln."

„Um Gottes Willen, Tom, sag' nicht mehr. — Ebba's ganzer Körper zitterte. — „Ich habe ja keine Frage an Dich gestellt. Ich will geduldig warten, bis Dein Herz wieder zu mir zurückkehrt, sprich nur nicht so schreckliche Worte aus."

Ach, mein Herr, es giebt keine herzlosere und grausamere Menschen, als die, welche von einer gewaltsamen Leidenschaft beherrscht werden. Ich hatte Ebba's Schmerz vor Augen, ich hörte ihre bittende, verzweiflungsvolle Stimme, und doch konnte ich den Dolch in ihr Herz stoßen. Ich sagte ihr rein heraus, daß ich Mathilden liebe, daß ich ohne sie nicht mehr leben könne, und bat Ebba, mir meine Freiheit wieder zu schenken. Ich schloß mit den Worten:

„Mathilde muß mein Weib werden, oder ich jage mir

eine Kugel durch den Kopf; Du hast über mein Leben und das Glück meiner Zukunft zu bestimmen."

Während ich so sprach, hatte ich nicht den Muth, Ebba anzusehen, ich war ja der Henker, und sie das Opfer. Aber bei den letzten Worten fielen meine Augen auf sie, ach, ich werde nie den Ausdruck ihres von Schmerz verzerrten Antlitzes vergessen. Ihre bebenden Lippen waren weiß wie Schnee und vergebens rang sie nach Worten. Endlich arbeitete sich ein Seufzer voll unendlichen Wehes aus ihrer Brust. Sie drückte die Hände gegen ihr Herz und warf sich mit einer Geberde der Verzweiflung auf ihre Kniee, indem sie stammelte:

„Tödte mich, aber nimm erst Deine Worte zurück."

„Und Sie nahmen sie wohl zurück!" rief Carl und sprang auf.

„Nein, ich nahm sie nicht zurück; ich war ja taub für alle anderen Gefühle, als für meine Liebe zu Mathilde. Ich ließ Ebba vergebens um Barmherzigkeit flehen; ich war grausam und unbeugsam."

Drei Tage vergingen, während welcher Zeit die arme neunzehnjährige Frau Alles that, um ihren Mann zu erweichen, der nach einer zweijährigen Ehe, wegen einer zügellosen Leidenschaft, sie zur Ehescheidung und damit zum Verzicht auf alle Lebensfreude verdammte. Während dieser Tage hatte sie schrecklich gelitten, und alle möglichen Versuche gemacht, mich zur Vernunft und zur Erkenntniß meiner Pflicht zurückzuführen; aber vergeblich. Am vierten Tage trat sie mit einer entsetzlichen Ruhe, die auf einen gefaßten Entschluß deutete, in mein Zimmer. Sie reichte mir die Hand mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Dein Glück fordert also, daß ich mich für Dich opfere," sagte sie. — „Wohlan, dann müssen wir uns scheiden lassen. Ich liebe Dich zu hoch und uneigennützig, als daß ich fortwährend ein Hinderniß Deines Glücks sein wollte.

Möge denn das Gericht das Band lösen, welches Dich und mich verbindet, nachdem Dein Herz sich von mir geschieden hat. Bist Du nun zufrieden?"

Ich stürzte fast wahnsinnig vor Freude zu ihren Füßen, ohne zu bedenken, daß meine Freude tausend Dolchstiche für ihr Herz in sich trug. Diese Schändlichkeit vollendete auch wirklich mein Werk, denn Ebba schwankte und sank mit einem durchdringenden Schrei bewußtlos zu Boden.

„Mein Herr, das ist abscheulich!" unterbrach Carl und ging mit heftigen Schritten auf und ab.

„Sie haben vollkommen Recht — und ich wurde auch dafür grausam bestraft." Stuart fuhr mit der Hand über seine Stirn und begann wieder: „Ebba fiel in ein Nervenfieber und während dieser Zeit wurden wir geschieden. An demselben Tage, wo das Gesetz unsere Ehe auflöste, starb Ebba's Pflegevater, Graf Hjelm. Da er sie zur Universalerbin seines hinterlassenen Vermögens eingesetzt hatte, sah sie wenigstens einer sorgenfreien Zukunft entgegen. Ich erhielt gleichzeitig die Nachricht, daß ein Verwandter meiner Mutter in Westindien, bei dem ich erzogen war, gestorben und mich zu seinem Erben ernannt hatte, unter der Bedingung, daß ich aus dem Kriegsdienste treten und seinen Namen annehmen sollte. Ich schrieb dann Ebba, die sich während unseres Scheidungsprocesses auf einem dem verstorbenen Grafen Hjelm gehörenden Gute in der Nähe London's aufgehalten hatte, und machte ihr den Vorschlag, sich für eine Wittwe auszugeben, da es, seit ich den Namen Stuart angenommen hatte, keinen Kapitain Brandis mehr gab. Ich bat sie, mir zu vergeben, und meiner ohne Haß zu gedenken, und beschwor sie meines Glücks wegen auf den Vorschlag, sich für eine Wittwe auszugeben, einzugehen, weil ich befürchten mußte, daß Mathildens Vater seine Einwilligung zu einer Verbindung derselben mit Ebba's geschiedenem Manne verweigern würde. Auf die Einwilligung und das Schweigen

der für Mathilde schwachen Mutter hoffte ich mit Gewißheit rechnen zu können. Am Tage nach Absendung meines Briefes erhielt ich einen Besuch von Ebba. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, wegen ihres Pflegevaters. Ein Jahr war seit unserer Rückkehr nach London verflossen. Ich hätte sie kaum wiedererkannt, so verändert war sie, wenn nicht der sanfte, seelenvolle Ausdruck der Augen derselbe gewesen wäre. Sie sagte mit Rührung:

„Ich komme, Tom, um Dir auf ewig Lebewohl zu sagen. Wir sind uns jetzt fremd, aber bevor wir diesen letzten Abschied von einander nehmen, muß ich Dir sagen, daß mein Herz keinen Haß gegen Dich hegt, oder je gegen Dich, den ich so grenzenlos geliebl habe, hegen könnte; ich wünsche Dir von ganzer Seele ein wirkliches und dauerhaftes Glück. Auch wollte ich Dir sagen, daß ich, die ich meinen Onkel kenne, weiß, daß er es Mathilde nie vergeben würde, daß sie die Ursache zu unserer Trennung ist, ich verspreche Dir daher, niemals zu offenbaren, daß Du mein Mann gewesen bist. Sei ruhig, Deinem Wunsche gemäß, werde ich in den Augen der Welt eine Wittwe sein. Ich werde suchen, mich zu überzeugen, daß mein geliebter Tom wirklich todt ist; für mich ist er ja doch gestorben seit dem Augenblick, wo er aufhörte, mich zu lieben.“ —

„Ebba, noch eine Bitte,“ sagte ich, „hasse Mathilde nicht.“

„Kein Wort weiter davon.“ Sie reichte mir ihre Hand und fügte hinzu: „Bitte mich nicht um Vergebung für sie, denn ich habe ihr schon vergeben. Ich gelobe Dir, was auch geschehen möge, niemals weder Mathilde noch einem Andern wissen zu lassen, wie entsetzlich theuer für mich Euer Glück erkauft ist. — Lebewohl!“

Einige Stunden später befand Ebba sich auf dem Wege nach Frankreich, und zwei Tage später stand ich im Begriff nach Pisa zu reisen, um dort Mathilden aufzusuchen, denn aus

ihrem letzten Briefe wußte ich, daß sie sich dort aufhielt. Wir hatten fortwährend correspondirt, obgleich Mathilde auch in ihren Briefen diese peinigende Coquetterie beibehielt, welche zugleich die größte Gleichgültigkeit verrieth und gleichwohl durch den glühenden Ton, die halbausgesprochenen Gefühle, und die schwärmerische Sehnsucht, welche sie ausdrückten, den ungestümsten Hoffnungen Raum gaben. Bei jeder Zeile erwartete ich zu lesen: „ich liebe Dich," aber vergeblich, denn er schloß stets mit einer nichtssagenden Redensart, oder einem feinen Ausdruck der Coquetterie, welcher bei mir Oel in's Freuer goß. Ich hatte meiner Ehescheidung mit keinem einzigen Worte erwähnt, weil ich befürchtete, sie zu verletzen, und ihr zartfühlende Seele zu beunruhigen. Aber gleich nachdem das Gesetz die Scheidung vollzogen hatte, schrieb ich an Mathilde, daß ich nun vollkommen frei sei, daß ich mein ganzes Leben zu ihren Füßen legen würde, und daß ich im Begriff stehe, die Reise zu ihr anzutreten. So standen die Sachen, als ich eine Antwort von ihr erhielt, die mich wie ein Blitzschlag traf." Stuart preßte die Lippen zusammen, und rief mit leidenschaftlichem Zorn: „bei der Erinnerung, an all' den Schmerz und all' das Böse, was sie mir zugefügt hat, fühle ich einen verzehrenden Haß gegen dies herzlose Weib, welche, von ihrer Gefallsucht geleitet, mit den heiligsten Interessen und stürmischsten Leidenschaften gespielt hat."

„Aber der Brief? was enthielt denn der?" fragte der Rittmeister.

„Diese Worte:

„Mein Cousin! Ich verstehe in der That Ihren letzten Brief durchaus nicht. Sie sprechen von einer Scheidung von Ebba, als von Etwas, was Sie berechtigt, Anspruch auf meine Hand zu haben; was um Gotteswillen können Sie damit meinen? Habe ich denn durch ein einziges Wort Ihnen Veranlassung gegeben zu dem Glauben,

daß mein Gefühl für Sie etwas Anderes wäre, als die Freundschaft und das Wohlwollen einer nahen Verwandtin. Was hat Ihnen wohl Anlaß gegeben, so meine Ergebenheit aufzufassen, und darauf so sonderbare Hoffnungen zu gründen? Wissen Sie denn nicht, daß ich seit sechs Monaten schon verheirathet bin?

Pisa, den 18. Juni 1845. Mathilde Eldner,
geb. Remmer."

„Ach!" rief der Rittmeister aus, „Mathilde war also damals schon die Frau meines unglücklichen Bruders?"

„Ja, und er wurde das Opfer meiner Rache," murmelte der Kapitain. „Jeder Versuch, meine Gefühle zu schildern, würde vergeblich sein. Sie hatte mich durch ihre Verführungskünste zum Henker der Frau gemacht, die mich wirklich liebte. Ich hatte, irre geführt durch ihre heuchlerischen Worte und die Hoffnung, welche sie dadurch entzündete, meine Pflichten mit Füßen getreten, das Herz meiner Gattin verwundet und die heiligste aller Verbindungen gebrochen, und Alles dies hatte ich gethan, weil sie mir so oft zu verstehen gab, daß sie mich geliebt haben würde, wenn ich frei gewesen wäre. Während ich ihretwegen Ehre und Gewissen zum Opfer brachte, verband sie sich mit dem Manne, von dem sie mir gesagt, daß sie ihn weder liebte, noch jemals heirathen würde; und nachdem sie sich verheirathet, gab sie mir während eines ganzen halben Jahres durch ihre Briefe fortwährend Anlaß zur Hoffnung. Innerhalb einiger Stunden wurde meine Abreise beschlossen und ausgeführt. Brennend vor Wuth und gestachelt durch meinen leidenschaftlichen Wunsch nach Rache, reiste ich Tag und Nacht, um so bald wie möglich nach Pisa zu kommen. Bei meiner Ankunft dort brachte ich sogleich in Erfahrung, wo Frau Eldner wohnte, und nachdem ich die Kleider gewechselt, ging ich, sie zu besuchen. Man meldete mich an und Mathilde empfing mich in einem kleinen Kabinet. Sie

begegnete mir mit eisiger Kälte. Ich entsinne mich ihrer Worte nicht mehr, sondern weiß nur noch, daß ich in meiner rasenden Wuth sie beschuldigte, alle Leiden Ebba's veranlaßt zu haben, daß ich schwur, sie jetzt Allen zum Trotz besitzen zu wollen, und so weiter. Sie erhob sich, um die Dienerschaft herbei zu rufen, aber ich nahm sie in meine Arme und sagte:

„Erinnere Dich, wie oft Du Hoffnungen in mir erweckt hast, wie vielfach Deine Worte mich glauben ließen, daß ich geliebt sei, und bedenke, daß Du mich dadurch zu der gemeinsten aller Handlungen getrieben hast!"

„Tom, höre mich an," bat Mathilde, — die durch meine Heftigkeit erschreckt wurde — „und Du wirst finden, daß ich mich aus Pflichtgefühl und keineswegs aus Liebe verheirathet habe, denn ich liebe meinen Mann durchaus nicht." Ich ließ sie los, aber in demselben Augenblick stürzte ein junger Mann aus dem Nebenzimmer mit dem Ausruf herein:

„Was sagst Du, Du bist nur aus Pflichtgefühl und nicht aus Liebe meine Frau geworden?" er faßte ihre beiden Hände und sah ihr mit funkelnden Augen in's Antlitz. Mathilde warf den Kopf zurück, riß ihre Hände los, richtete ihre Augen mit einem fast grausamen Ausdruck auf ihn und antwortete:

„Ich habe Dich nie geliebt, weil ich Deinen Bruder liebte; aber er verstieß mich um Deinetwillen, und wenn ich mich nicht aus Pflichtgefühl mit Dir verheirathet habe, so habe ich es aus verletztem Hochmuth gethan. — Zurück, Max! Beide, Du und dieser Verrückte seid wahre Narren, daß Ihr Euch einbilden konntet, meine Liebe zu besitzen."

Ihr Bruder stieß ein wildes Lachen aus, schlug sich mit der geballten Faust und dem Ausdruck des Wahnsinns vor die Stirn, dann wandte er sich nach mir und machte eine Bewegung, als wollte er mir einen schimpflichen Schlag geben; er besann sich aber und ließ den Arm sinken. Er trat nur einen Schritt entgegen und fragte mit dumpfer Stimme:

„Mein Herr, haben Sie wirklich dies gemeine Weib geliebt?"

„Ich habe sie geliebt, als ich sie für frei hielt," war meine Antwort.

„Sie sollen sie haben, sie ist Ihrer gerade würdig. Ich lasse mich von ihr scheiden, so daß sie ihre Freiheit zurückerhält." Nachdem er dies gesagt hat, wandte er sich gegen die Thür, um hinauszugehen. Mathilde, die vermuthlich gewohnt war, mit seinen Gefühlen zu spielen, und ihn bis dahin nur als einen willenlosen Sclaven ihrer Launen gesehen haben mochte, schien über seine Worte bestürzt zu sein und eilte ihm nach, mit dem Rufe:

„Was sagtest Du da, Max?"

„Ich sagte, daß wir uns trennen werden, gnädige Frau," antwortete er mit fester und bestimmter Stimme, und wandte sich zu ihr; ein leichtes Zittern ging durch seinen Körper, als sein Auge auf der schönen Frau ruhte, die er verstoßen wollte. Mathilde faßte erschrocken seine Hand und sagte mit flehender und zärtlicher Stimme:

„Unmöglich, ich bin ja unschuldig, Max, ich habe nie meine Treue gegen Dich verletzt, Du kannst mir nichts vorwerfen. Du kannst nicht meinen Namen durch eine gerichtliche Untersuchung besudeln wollen, und mich zu einem Ziel des Tadels und zweideutiger Vermuthungen machen wollen, nachdem ich mich für Deine Liebe aufgeopfert habe."

„Mathilde, ich will von dem falschen und betrügerischen Wesen befreit werden, was mir Liebe gelogen hat; mit der Frau kann ich nicht leben, welche sich blos aus Berechnung, Eigennutz und verwundetem Hochmuth an mich verkauft hat, weil ein Anderer sie verstoßen hatte; welche, getrieben von diesen gemeinen und verächtlichen Beweggründen, mir schon als Braut Beweise gab, die mich zu dem Glauben berechtigen mußten, daß ich ausschließlich geliebt sei; aber welche dessenungeachtet jetzt

frech meine heiligsten Gefühle mit Füßen tritt, und laut erklärt, daß Alles nur eine schändliche Betrügerei sei, und welche sich schließlich noch auf Liebesintriguen mit einem dritten Manne eingelassen hat, dem sie ebenfalls Veranlassung gegeben hat, zu glauben, daß er geliebt sei. Ich will mich von dieser Frau trennen, wenn ich auch sie und mich entehren, und ihren und meinen Namen mit Füßen treten müßte." — Er verließ das Zimmer."

Stuart schwieg und Carl sagte:

„Sie waren also dieser Unbekannte, von dem mein Bruder sprach, und dessen Namen Mathilde nie nennen wollte."

„Ja, ich war leider derselbe, welcher die Ursache wurde, daß Ihr Bruder das Band zerriß, was ihn an Mathilde fesselte, und . . . . "

„Und dessen Auflösung ihm den Verstand kostete," fiel Carl mit bewegter Stimme ein. — „Sie ahnen nicht, in welcher entsetzlichen Stimmung ich ihn bei meiner Ankunft in Pisa, den Tag nach Ihrer Abreise antraf. Mein Anblick und der Gedanke, daß ich geliebt sei, versetzte ihn Anfangs in eine Raserei; aber nach einiger Zeit beruhigte er sich und theilte mir seine ganze traurige Liebesgeschichte mit. Dieser Bericht war seine letzte zusammenhängende Mittheilung, denn später wurde sein Verstand schwächer und schwächer. Der einzige Gedanke, der ihm beständig vorschwebte, war sein fester Entschluß, von seiner Frau geschieden zu werden. — Aber fahren Sie fort, mein Herr, obgleich diese Erinnerungen unendlich bitter sind."

„Ich übergehe Mathildens Zorn, nachdem ihr Mann das Zimmer verlassen hatte; sie sagte mir, daß diese Scheidung, wovon er gesprochen habe, nie stattfinden würde, da sie nicht darauf eingehen werde, dann ergoß sie sich in die heftigsten Vorwürfe gegen mich, was aber nur meinen Haß und meine Verachtung steigerte, denn je öfter sie wiederholte, daß sie sich nur in Ermangelung einer besseren Unterhaltung mit mir be-

schäftigt und den Briefwechsel mit mir nur zum Zeitvertreib geführt habe, sowie daß sie mich stets lächerlich und verächtlich gefunden habe und nur aus Neugierde, zu sehen, wie weit ich in meiner Thorheit gehen würde, das Spiel fortgesetzt hätte, desto ungestümer wurde der Wunsch, ihr zu schaden, in meiner Seele und ich verließ sie mit dem Versprechen, ihrem Manne ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch er sie zu der so sehr gefürchteten Scheidung zwingen könnte. Unter dem Einfluß dieses Gefühls kehrte ich in mein Logis zurück, wo ich Mathildens Brief aus meiner Reisetasche nahm, versiegelte und an ihren Mann adressirte."

„Er zwang sie auch wirklich vermittelst dieses Briefes zur Scheidung, indem er drohte, denselben an ihren Vater zu schicken, wenn sie nicht auf seinen Wunsch eingehen würde;" sagte Carl.

„Sie haben ihn also gelesen?"

„Nein, mein Herr; mein Bruder gab ihn an Mathilde zurück, nachdem sie in die Auflösung ihrer Ehe gewilligt hatte. Erst nachdem sie hierzu ihre Zustimmung gegeben hatte, theilte Max mir Alles mit, was ihn und Mathilde betraf."

„Als ich von Pisa abreiste, war ich dem Wahnsinn nahe; ich schlug den Weg nach Rom ein, gleichgültig, wohin es ging, wenn ich nur meinem Gewissen und meiner inneren Qual entgehen könnte. Schon einige Meilen hinter Pisa wurde ich in Folge der körperlichen Anstrengungen und heftigen Gemüthsbewegungen von einem Fieber ergriffen. Dies Fieber zwang mich, während der Nacht die Gastfreiheit in einem Landhause, welches auf meinem Wege lag und in dessen Besitzer ich meinen früheren Bedienten wieder erkannt hatte, in Anspruch zu nehmen. Ich hoffte, am folgenden Morgen meine Reise fortsetzen zu können, aber ich täuschte mich. Während mehrer Wochen blieb ich dort im stärksten Fieber liegen, von den wildesten Phantasien geplagt. Als ich wieder soweit herge-

stellt war, daß ich bemerken konnte, was sich um mich her zutrug, sah ich eine junge Dame neben meinem Lager, deren Züge mir bekannt zu sein schienen. Da ich mich zu besinnen suchte, wer sie sei, und wo ich sie gesehen hätte, traten die Ereignisse in Neapel, meine Liebe zu Mathilde und Alles, was dem folgte, wieder vor meine Seele. Ich erkannte Marie, die mich mit der ganzen Herzensgüte pflegte. Ohne zu wissen, daß ich von Ebba geschieden sei, oder was sich zwischen mir und Mathilde zugetragen hatte, sah sie in mir nur einen Verwandten und Mitmenschen, der ihrer Hülfe bedurfte. Nachdem ich soweit hergestellt war, daß ich ihr meine Scheidung von Ebba, und meine Liebe zu Mathilde mittheilen konnte, that ich dies, aber ohne zu erzählen, was sich in Pisa zugetragen hatte. Mit den milden, ernsten Worten einer Schwester suchte sie all' diese bittern und rachsüchtigen Gedanken, welche mich beherrschten, aus meiner Seele zu verbannen; aber mein Herz blutete noch allzu sehr von den Wunden, die ich mir selbst geschlagen hatte, als daß ich ihre Worte hätte recht auffassen können.

Auf meine Fragen, weshalb sie sich hier aufhalte, antwortete sie ausweichend, aber als ich wieder hergestellt war, suchte ich die Ursache zu erforschen, da ich gleich argwöhnte, daß Mathilde dabei im Spiel sei. Mein früherer Bediente erzählte von der Geburt des Knaben, einige Monate nach Mathildens Hochzeit. Ihr Bruder soll einige Tage, nachdem Ebba und ich von Neapel abgereist waren, dort angekommen sein.

Als Marie und ich uns wiedertrafen, nachdem ich Dies gehört hatte, sagte ich zu ihr:

„Du widmest Mathildens Sohn die Pflege einer Mutter.“ Marie wechselte die Farbe, aber antwortete ruhig:

„Du irrst Dich, es ist nicht Mathildens Kind.“

Alle meine Versuche, auf den Gegenstand zurückzukommen, scheiterten an Mariens bestimmter und entschieden abweisender Antwort. — Es kam ein Brief von Pisa und am Tage nach-

her waren Marie und das Kind verschwunden. Während der Zeit, die ich nun noch im Landhause verweilte, quartirte man mich in Mariens Zimmer ein, weil man es für geräumiger und bequemer hielt, als die übrigen. Ich fand dort in einer Komodenschieblade einen zurückgelassenen Brief, der offenbar ihre Abreise herbeigeführt hatte. Sie kennen den Inhalt desselben, es war der Brief, den Marie auf des Barons Befehl vorlas. Einige Zeit nachher verließ ich das gastfreie Haus.

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Einmal während der Zeit besuchte ich Schweden und hielt mich dort einige Zeit auf, in der Hoffnung, etwas über Ebba's Schicksal zu erfahren. Da hörte ich denn auch, daß Frau Eldner in Folge einer Geistes-zerstörung ihres Mannes von diesem geschieden sei, was allgemeine Theilnahme für die schöne Frau hervorgerufen habe. — Auch erfuhr ich, daß Ebba allgemein als eine Wittwe betrachtet wurde und sich bei ihrem Onkel, dem Obersten Eldner in Wermland aufhalte. Ich verließ Schweden, ohne zu wagen, mich meiner geschiedenen Frau wieder zu nähern, und setzte mein planloses Umherirren in der Welt fort. — Vor einem Jahr, als ich wieder in Pisa war, suchte ich meinen früheren Bedienten wieder auf, und traf dort einen Mann, der in der Blüthe der Jahre stand, mit edlen, kräftigen Zügen, aber einem finstern und bedrückten Gemüthe, der nur einen alten Bedienten um sich hatte.

Dieser Mann war Max Eldner, Ihr Bruder.

„Ja ich weiß, daß der Unglückliche darauf bestand, an diesem Orte zu wohnen, wo er die drei glücklichsten Monate seines Lebens zugebracht hatte, und wo sein Kind das Licht der Welt erblickt hatte; — dasselbe Kind, das er in einem Anfall des Wahnsinns eines Tages tödten wollte, weil Mathilde seine Mutter war. Dieser unglückliche Einfall bewog mich, ihm zu sagen, daß der Knabe schon todt sei.“

„Er erkannte mich nicht wieder,“ fuhr Stuart fort, „und

ich hütete mich auch wohl, mich zu erkennen zu geben. Während der Zeit, die ich in seiner Gesellschaft zubrachte, sprach er von seinem, wie er meinte, todten Kinde und von seinem heißen Wunsche, daß es gelebt hätte. Ich erzählte ihm darauf von meinem frühern Aufenthalt auf dieser Stelle und von dem plötzlichen Verschwinden des Kindes, ohne meine weitere Bekanntschaft mit Marie zu erwähnen. Meine Erzählung hatte zur Folge, daß er den Tod des Kindes zu bezweifeln begann und schließlich zu der Ueberzeugung gelangte, daß das Kind lebe, als ich ihm den Brief zeigte, den Marie bei ihrer eiligen Abreise vergessen hatte. Er beschloß nun, nach Schweden zu reisen, um Erkundigungen anzustellen, und, wo möglich, sein Kind wieder zu sehen."

„Ist mein Bruder in Schweden," rief der Rittmeister verwundert.

„Ja, mein Herr! Er und sein alter Diener halten sich gegenwärtig in Stockholm auf und sind hier nächstens zu erwarten. Ich nahm es auf mich, ihm sichere und bestimmte Nachrichten zu verschaffen, ob sein Kind noch lebe oder ob es wirklich todt sei. Er wollte nicht selbst in's Vaterhaus zurückkehren, bevor er sicher wüßte, daß Mathilde sich dort nicht aufhielt, da er einen wahren Abscheu davor hegt, sie wieder zu sehen. Deshalb suchte ich die Bekanntschaft Ihres Vaters zu machen und nahm seine Einladung hierher an. Ich hielt es für meine Pflicht, Alles, was in meinen Kräften stand, zu thun, um Ihrem Bruder sein Kind wieder zu verschaffen, da ich unglücklicher Weise ein Anlaß zu seinen Leiden gewesen war. Daß der Haß gegen Mathilde sich später in meine Handlungsweise mischte, werden Sie leicht begreifen. Die Frechheit, womit sie Ebba zu schaden und den Schatten der Zweideutigkeit auf ihren Ruf zu werfen suchte, erweckte meine Rachelust und den Wunsch ihren Uebermuth zu demüthigen. — Und nun ..."

„Nun hat Ihre Rache ebenso sehr den unschuldigen und

stolzen Vater getroffen, wie die verbrecherische Tochter. So geht es, wenn man blind seinen Leidenschaften nachgiebt, ohne die Folgen zu berechnen."

Drei Monate später war Kapitain Stuart als rechtmäßiger Erbe in den Besitz von Lindsjönäs eingesetzt worden und hatte das Recht erhalten, den Namen seines Vaters zu tragen, wiewohl er sich fortwährend Stuart nennen ließ. Alles dies war auf Grund der Papiere geschehen, die Ebba ihm so edelmüthig und mit so großer Gefahr aus Skogsborg verschafft hatte.

Als Mathilde hörte, daß Max zurückerwartet wurde, reiste sie aus der Gegend weg und ließ Rosersberg verkaufen; sie kaufte sich später an einem andern Orte ein Gut, wo sie ein einsames und trauriges Leben führte.

Max kehrte in's Vaterhaus zurück, wo er von den Eltern mit großer Liebe und herzlicher Theilnahme aufgenommen wurde. Die Freude, sein Kind wiederzusehen und sich unter den Seinigen zu befinden, wirkte auch wohlthätig auf seine Geisteskrankheit. Marie wurde ihm eine freundliche und sanfte Trösterin, sie widmete ihm die Pflege einer Schwester und suchte durch ihre Gesellschaft und ihre Unterhaltung die unruhigen und finstern Gedanken, die ihn zuweilen beherrschten, zu verscheuchen.

Als der Winter einbrach, war Alles auf Ljungstahof wieder im alten Gleise. Die Einzige, die sich nicht ganz gleich war, war Ebba. Ihr harmloser Sinn war sich freilich gleich geblieben, aber über ihre Fröhlichkeit hatte sich ein Schatten von Wehmuth verbreitet und ihr munteres, heiteres Lachen hörte man nur selten mehr. Man sah sie oft gedankenvoll und träumerisch, mit Thränen in den Augen.

Der Rittmeister war am Tage nach dem Gespräch mit Stuart nach Stockholm gereist, um seinen Bruder zu holen, nach der Rückkehr von Stockholm vermied er Ebba mehr, als daß er sie gesucht hätte. Mit seinen Sticheleien gegen die Damen war es jetzt völlig vorbei. Auch Marien zeigte er jetzt eine herzliche Aufmerksamkeit und äußerte sich dankbar und lobend über die Pflege, die sie seinem Bruder angedeihen ließ.

Kapitain Stuart kam als Nachbar häufig auf Ljungstahof. Daß er mit Ebba verheirathet gewesen, wußte außer Marie und dem Rittmeister jedoch Niemand.

Nach diesem Ueberblick versetzen wir uns an einem Decemberabend wieder in das gewöhnliche Familienzimmer, den blauen Salon auf Ljungstahof; wo wir wieder Alle versammelt finden.

Die Oberstin sitzt auf dem Sopha vor einem großen Tische, der mit farbiger Wolle bedeckt ist; sie ist mit einer prächtigen Stickerei beschäftigt, vermuthlich zu einem Weihnachtsgeschenk bestimmt. — In der andern Sophaecke, gegen die Rückenkissen zurückgelehnt, hat Max seinen Platz. Er betrachtet mit gedankenvollem und zärtlichem Blick den kleinen Edward, der an der freien Ecke des Tisches sitzt und in einem Buche liest. Marie sitzt auf einem Stuhl neben Max und arbeitet eifrig an einer Perlenstickerei. Weiter hinein im Salon sitzt Ebba vor einem großen Stickrahmen, und ist damit beschäftigt, einen stattlichen Reiter auf dem Stramin darzustellen. Kapitain Stuart und der Rittmeister haben sich neben dem Sophatisch niedergelassen.

Im Zimmer nebenan spielt der Oberst mit dem Lieutenant und zwei anderen Herren eine Parthie Whist.

Die Oberstin und Kapitain Stuart unterhalten sich lebhaft über einen Arzt in H . . ., der sich erst von seiner Frau geschieden hat und nun, nach Verlauf einiger Jahre, wieder um sie wirbt.

„Wie ist es möglich, eine solche Inconsequenz zu vertheidigen!“ sagte die Oberstin mit einiger Heftigkeit. „Finden Sie nicht, daß darin eine wirkliche Beleidigung gegen seine geschiedene Frau liegt? Nachdem er sie um einer Anderen willen verlassen hat, muthet er ihr abermals zu, seinen Namen anzunehmen, den er ihr einst genommen hatte.“

„Aber gerade, daß er jetzt wieder um sie wirbt, beweist, daß er nun ihren größern Werth zu schätzen weiß. Er liefert ihr ja hierdurch den unzweideutigsten Beweis, daß er sein Unrecht einsieht und ihr seine Achtung bewahrt hat.“

„Diese Achtung hätte ihn im Gegentheil abhalten sollen, ihr Herz auf's Neue mit verletzenden Erinnerungen zu kränken. Ich würde an ihrer Stelle ihn wegen dieses Wankelmuthes in höchstem Grade verachten.“

„Denken Sie eben so streng, Fräulein Marie?“ fragte Stuart.

Marie sah ihn mit ernstem Blicke an und sagte:

„Ein Mann, der so leichtsinnig mit den heiligsten Verhältnissen spielt, muß schwache moralische Grundsätze haben und kann nicht die Festigkeit des Characters besitzen, die durchaus nöthig ist, wenn man auf ein dauerhaftes Glück in der Ehe rechnen will. Ich würde nicht zum zweiten Mal wagen, mein Lebensglück so unzuverlässigen Händen anzuvertrauen.“

„Ja, das ist die Sprache der kalten Vernunft, aber liebten Sie diesen Mann, so würde Ihr Herz Ihnen andere Rathschläge geben.“

„Das würde dann tausend Entschuldigungen für seine Handlungsweise auffinden,“ fiel der Rittmeister ein, und betrachtete Ebba mit einem traurigen Blick.

„Liebe ist die Macht, welche alle Verhältnisse ebnet und

uns nachsichtig gegen die Fehler Anderer macht," begann Stuart wieder.

„Beste Ebba, sitze nicht so still da, sondern komme uns zur Hülfe," sagte die Oberstin. „Findest Du es nicht anstößig, wenn Menschen so mit der Heiligkeit der Ehe spielen? Du darfst nicht schweigen, wenn es sich um eine so wichtige Sache handelt."

„Wenn ich schweige, beste Tante, so hat das seinen Grund darin, daß das bloße Wort „Ehescheidung" für mein Gefühl etwas sehr Unangenehmes hat. Es erscheint mir wie ein Hohn aller Moralität. Aber wenn sie einmal stattgefunden hat, wenn zwei Gatten mit einander gebrochen haben, kann man annehmen, daß wenigstens bei einem Theile bei dieser Gelegenheit eine Saite zerrissen ist, die nie wieder tönen kann. Dann ist ja alle wirkliche Wiedervereinigung zwischen ihnen undenkbar. Außerdem liegt etwas sehr Unmoralisches in diesem Spiel mit den heiligsten Verbindungen, was peinlich auf jeden zartfühlenden Menschen wirkt."

Eine ungeduldige Bewegung von Max deutete an, daß dies Gespräch ihm unbehaglich sei und Marie sagte rasch:

„Laßt uns dies Thema abbrechen."

Der Rittmeister stand auf, und setzte sich an's Klavier. Er ließ die Hände über die Tasten eilen, ohne etwas Anderes als unzusammenhängende Phantasien hervorzulocken. Stuart machte einen Gang durch's Zimmer.

„Spiele etwas Ordentliches," bat die Oberstin den Rittmeister.

Carl kam dem Wunsche nach, aber während er spielte, hatte er den Blick auf Ebba gerichtet. Der Kapitain hatte sich ihr genähert.

„Du siehst also eine Wiedervereinigung zwischen geschiedenen Ehegatten für eine Unmöglichkeit an?" fragte er auf englisch und setzte sich an die andere Seite des Stickrahmens.

„Ich halte Sie für unvernünftig, denn Hoffnung und Zuversicht auf ein beständiges Glück für die Zukunft sind ja für immer geflohen. Auf welchem Grunde könnten wohl diese Gatten das einmal zerstörte Glück wieder aufbauen?"

„Auf Liebe, wenn sie noch in ihrem Herzen wohnt."

„Liebe ohne Vertrauen ist etwas sehr Mißliches. — Und wie willst Du außerdem Liebe wiederfinden in Herzen, die gerade aus Mangel an Liebe sich einst von einander getrennt haben?"

„Ebba, Deine Worte sind grausam!"

„Nein, Tom, sie sind nur wahr," Ebba sah ihn mit einem ruhigen und ernsten Blicke an.

„Höre mich an und Du wirst sie zurücknehmen. Hast Du nicht eingesehen, daß mein Gefühl für Dich stets seine tiefe und heilige Wärme beibehalten hat, und ich Dich immer geliebt habe, wiewohl eine thörichte Leidenschaft diese Stimme einst für eine kurze Zeit übertönt hat. Siehst Du nicht ein, daß das ganze Glück meiner Zukunft darauf beruht, Dich wieder meine Gattin nennen zu dürfen?"

„Ich weiß nur, daß Du einst mein Herz zerrissen, meine Liebe mit Füßen getreten hast, daß Du gegen meine Thränen gefühllos gewesen bist, und meine Bitten verachtet hast."

Des Rittmeisters Augen folgten dem wechselnden Ausdruck in den Gesichtern der Sprechenden.

„Ach, Ebba, wenn Du mich liebtest, würdest Du nicht so sprechen; wenn Liebe in Deinem Herzen wohnte, würdest Du die Vergangenheit vergessen."

„Laß uns dies Gespräch schließen, Stuart, und sprich nicht von Liebe mit Derjenigen, in deren Brust Du dies Gefühl einst unbarmherzig ausgetilgt hast. Freunde werden wir stets bleiben, aber Gatten, — niemals; denn ich muß Vertrauen haben, zu Dem, den ich lieben soll."

„Und dennoch muß ich die Hoffnung nähren, daß Du einst

wieder meine Gattin werden willst, oder ich muß mich weit von Dir entfernen."

„Dann reise fort, Tom, und nähre keine Hoffnung mehr!"

„Ist dies Dein letztes Wort?" Stuart erhob sich.

„Ja; aber rechne darauf, bei mir auch in Zukunft stets die Ergebenheit einer Freundin wieder zu finden, die Du bis jetzt stets bei mir gefunden hast." Ebba's Stimme war sanft, aber bestimmt.

Stuart ging rasch von ihr weg, der Rittmeister schlug einen Schlußaccord an, stand vom Instrument auf und ging, um den Platz neben Ebba einzunehmen, den Stuart eben verlassen hatte.

„Du bist ja außerordentlich fleißig heute Abend," äußerte er, der nun zum ersten Mal seit mehren Monaten sich Ebba näherte.

„Deine Worte scheinen anzudeuten, daß ich das nicht immer bin," antwortete Ebba lächelnd.

„Davon weiß ich wirklich nichts. — Ich habe niemals darauf geachtet vor heute Abend."

„Und weshalb hast Du gerade heute Abend Deine Aufmerksamkeit mehr darauf gerichtet, als sonst?"

„Weil es mich quält."

„Mein Fleiß? — Das begreife ich nicht."

„Und doch ist es so leicht zu begreifen. — Ich beneide den Stickrahmen um die Aufmerksamkeit, die Du ihm schenkst."

Ebba erröthete leicht, und antwortete lächelnd:

„Willst Du mir eine Artigkeit sagen?"

„Nein, ich will mir nur Deine Aufmerksamkeit ausbitten. Laß Deine Stickerei einen Augenblick ruhen und laß uns sprechen."

„Gern, aber Du mußt gleichwohl erlauben, daß ich mit meiner Arbeit fortfahre, denn das hindert mich ja durchaus

nicht daran, mit Dir zu sprechen. — Aber worüber sollen wir denn sprechen?"

„Das steht ganz in Deinem Belieben. — Sieh, nun läßt Stuart sich bei der Mutter nieder; Max und Marie sind auch mit einander beschäftigt, laß uns ihrem Beispiel folgen."

„Mit Vergnügen, wenn es möglich ist."

„Zuerst muß ich Dir meine Verkennung abbitten, und eingestehen, daß ich besiegt bin." Der Rittmeister sah sie mit einem warmen und offenen Blicke an.

„Das Eine folgt aus dem Andern," erwiderte sie heiter. „Du giebst also zu, daß Du mein Geschlecht verkannt hast?"

„Gewiß nicht."

„Was, mein Herr? Das war nicht ritterlich. Erst strecken Sie die Waffen und nachher nehmen Sie dieselben wieder auf, um den Kampf auf's Neue zu beginnen!"

„Mißverstanden, Ebba; mit den Feindseligkeiten ist es vollkommen vorbei!"

„Nun?"

„Du bist es, die ich verkannt habe, nicht Dein Geschlecht! Du bist es, die mich gelehrt hat, daß es tugendhafte und gefühlvolle Frauen giebt, die der größten und aufrichtigsten Hingebung fähig sind. Wenn auch die meisten von ihnen unter einem verführerischen Aeußern kalte und falsche Herzen verbergen, so hat man doch kein Recht, um deretwegen solche anzuklagen und zu verwunden, die gleich Dir und Marie, mit edlen und erhabenen Seelen begabt sind. — Unser eigenes Leiden macht uns oft ungerecht gegen Andere."

„Das sollte uns im Gegentheil milde und nachsichtig machen. — Hab' inzwischen herzlichen Dank dafür, daß Du mir gesagt, daß der Glaube an das Gute wieder in Deiner Seele erwacht ist. — Es liegt etwas Unheimliches darin, stets zu hören, daß ein Mensch, den man liebt, nur an das Vorhandensein des Bösen glaubt."

„Und jetzt Ebba sind wir ja Freunde?“ Carl beugte sich über den Stickrahmen.

„Ja, aufrichtige und wahre Freunde,“ sagte sie sanft lächelnd.

„Gieb mir Deine Hand darauf.“

„Von Herzen gern,“ Ebba reichte ihm die Hand.

Einige Tage nachher reiste Kapitain Stuart nach der Hauptstadt.

Eines Abends kurz vor Weihnachten, als die Oberstin in Gemeinschaft mit der Haushälterin und der weiblichen Dienerschaft beschäftigt war, Alles im Hause auf und nieder zu wenden, um Alles zum Feste in Ordnung zu bringen, saß Ebba in einem kleinen Kabinette und nähte eifrig an einem Weihnachtsgeschenk für den Obersten; Marie hatte sich aus einem ähnlichen Grunde eingeschlossen. Max lag auf einem Sopha im Salon und spielte mit Edward. Der Oberst war mit dem Lieutenant in die Stadt gefahren, um, wie er sich äußerte, „dem verfluchten Reinigungsfest zu entgehen.“ — Der Rittmeister war den ganzen Tag von Einem zum Andern gegangen, ohne auch nur irgendwo gut aufgenommen zu werden, denn überall, wohin er kam, war er im Wege, und die Oberstin hatte eben fast verdrießlich geäußert:

„Mein Gott! Carl, was willst Du denn nun wieder? Du hättest klüger gethan, wenn Du auch in die Stadt gefahren wärst.“

Die Uhr war gegen sechs, als er die Thür zu dem Kabinet öffnete, wo Ebba saß, indem er fragte:

„Ist es erlaubt hereinzukommen?“

„Wenn Du mich nur nicht störst.“

„Diese Antwort habe ich den ganzen Tag bekommen, wo-

hin ich mich gewandt habe, überall hat man mir den Eintritt verweigert," sagte Carl scherzend, und setzte sich neben Ebba; „aber Du mußt in Deiner Eigenschaft als Freundin barmherziger sein."

„Du läßt mir gerade keine andere Wahl, da Du ganz einfach hier Platz nimmst."

„Was soll ich machen? — Außerdem habe ich Dir etwas zu sagen."

„Laß hören."

„Aber so nähe doch nicht so verzweifelt fleißig."

„Bekümmere Dich darum nicht, sondern sprich nur, ich bin ganz und gar Ohr."

„Nun denn, ich komme, um Dir die Freundschaft aufzukündigen."

„Das klingt ja schlimm! — Was sollen wir denn werden, vielleicht Feinde?" Ebba sah lächelnd auf.

„Ich wollte den Vorschlag machen, daß wir etwas Besseres, als Freunde würden."

„Giebt es etwas Besseres?"

„Laß uns im Scherz annehmen, daß es Etwas giebt, was die Freundschaft übertrifft."

„Mag es denn Scherzes halber angenommen werden."

„Das versteht sich. — Ich setze also voraus, daß wir einander lieben."

„Eine kühne Voraussetzung."

„Wir scherzen ja nur!"

„Meinethalben."

„Wir lieben also einander, und ich mache den Vorschlag, daß diese warme und herzliche Liebe, unsere größte irdische Glückseligkeit ausmache, indem Du meine Gattin wirst. — War das nicht Etwas, was die Freundschaft weit übertrifft. Sag', Ebba, wäre das nicht weit besser, als wenn wir bloß Freunde sind." Der Rittmeister hatte seinen Stuhl näher an Ebba gerückt.

„Ohne Zweifel können zwei Menschen nicht mehr für einander sein!“

„Aber wenn wir nun den Scherz bei Seite lassen wollten, und ernsthaft sprechen.“ Der Rittmeister nahm ihre Hand, während er mit tiefer, ernster Stimme sagte: „Du weißt doch, daß ich Dich grenzenlos und von ganzer Seele liebe?“

„Es hat Augenblicke gegeben, wo ich es geahnt habe, aber wieder andere, wo ich daran habe zweifeln müssen.“ Ebba sah ihn mit Rührung an.

„Aber nun, geliebte Ebba, nun weißt Du ja, daß ich nicht so zu Dir sprechen würde, wenn meine Liebe nicht ernstlich und mit der höchsten Achtung verknüpft wäre. Sage, daß Du weißt, daß jedes meiner Worte von meinem Herzen ausgeht, und mir nicht in einem Augenblick der Uebereilung entfährt.“ Er nahm Ebba's Hand und führte sie an seine Lippen.

„Ja, Carl, das fühle ich;“ Ebba beugte sich erröthend und bewegt über die Arbeit.

„Und welche Antwort giebst Du mir denn, Ebba? Darf ich wohl hoffen, daß eine Stimme in Deinem Herzen für mich spricht, daß Du wagst, Dein Schicksal meinen Hände anzuvertrauen?“

„Carl! Das würde ich nicht thun, wenn mein Herz Dich nicht schon längst geliebt hätte,“ flüsterte Ebba, und sah mit einem reinen und warmen Blicke zu ihm auf . . .

Während dies sich im Kabinet ereignete, trug sich Folgendes im Salon zu:

Marie, die sich den ganzen Tag auf ihrem Zimmer eingeschlossen hatte, um an den Weihnachtsgeschenken zu arbeiten, war jetzt in den Salon hinunter gegangen, um zu sehen, wie Max sich bei der allgemeinen Verwirrung in seiner Einsamkeit

befände. Sie fand ihn auf einem Sopha liegend, und Edward mit einem Kräusel im Zimmer umherspringen.

„Ach Marie!" rief Max aus und richtete sich auf; „wie ist mir der Tag lang gewesen, da ich Dich gar nicht gesehen habe."

„Es thut mir wohl, daß Du mich vermißt hast." Marie setzte sich neben ihn.

„Tante Marie! Tante Marie, darf ich zu Lena hinuntergehen, um Kringel zu bekommen?" rief Edward und eilte, ohne eine Antwort abzuwarten, hinaus.

„Weißt Du, Marie, was ich dachte, während ich ohne Dich und mir selbst überlassen war."

„Laß hören."

„Daß wenn es nicht zu egoistisch wäre, da ich nicht immer über meine Geisteskräfte gebieten kann, ich Dich fragen würde, ob Du nicht der gute Engel meines Lebeus werden wolltest? Denn wenn Du weg bist, so wie heute, versinkt mein Geist wieder in sein dumpfes Brüten. Nun wage ich es jedoch nicht, diese Frage an Dich zu stellen, das hieße das Opfer Deines Lebens verlangen, das hieße Gott versuchen, das wäre . . ."

„Das wäre das einzigste Glück, was ich mir wünsche, Max," antwortete Marie mit ihrer seelenvollen Stimme; „denn wie auch das Leben sich gestalten möge, ich weiche nicht von Deiner Seite, so lange meine Gegenwart Dir von Nutzen sein kann."

„Marie!" Max drückte heftig ihre Hände, „Du sprichst vielleicht so aus Mitleiden, aus Erbarmen, aus christlichem Pflichtgefühl, weil Du Dich verpflichtet fühlst, Dein Leben zur Sühne für die Fehler Deiner Schwester zu opfern."

„Nein, das sage ich aus wahrer und aufrichtiger Anhänglichkeit," antwortete Marie herzlich.

Der Weihnachtsabend hatte endlich den häuslichen Beschäftigungen ein Ende gemacht und alle Zimmer auf Ljungstahof waren hell erleuchtet. Im Salon hatten Ebba und der Maler eben die wieder zusammengesetzte Büste von Gustav Wasa aufgestellt, als der Oberst, begleitet von dem Lieutenant und Carl von der einen Seite, und die Oberstin, Marie, Max und der kleine Edward von der anderen Seite eintraten. Alle blieben beim Anblick der Büste stehen.

„Wie hängt das zusammen," rief der Oberst, und starrte auf seinen wieder hergestellten Liebling hin.

„Das bedeutet, theurer Onkel, daß bei einem so frohen Feste alle erlittenen Verluste wieder ersetzt werden," antwortete Ebba, und nahm Edward bei der Hand und führte ihn zum Obersten.

„Ja, mit der Hülfe eines guten Engels wird Alles wieder gut gemacht," fiel der Lieutenant ein, „die gnädige Frau hat hier die Rolle eines guten Engel gespielt."

„Und das in einer Weise, daß ich mich zwanzig Jahre jünger fühle. Taugte Carl etwas, so solltest Du ihn zum Manne haben, aber daran ist wohl nicht zu denken;" der Oberst küßte Ebba auf die Stirn.

„Ich nehme ihn doch," flüsterte Ebba lächelnd in sein Ohr.

Nachdem der Oberst dem Maler gedankt und Edward Tante Ebba vor Freuden wieder und wieder umschlungen hatte, sagte Carl:

„Ich habe auch ein Weihnachtsgeschenk und eine Ueberraschung für Vater und Mutter."

„Nun kommst Du wohl mit einer neuen Dummheit zum Vorschein?" sagte der Oberst; „denn daran hast Du nie Mangel."

Carl nahm Ebba bei der Hand.

„Dies Mal dürftest Du Deine Worte zurücknehmen, denn

die Gabe ist eine Schwiegertochter, und die Ueberraschung die, daß Ebba diese Schwiegertochter ist."

„Das war bei meiner Ehre das Vernünftigste, was Du in Deinem ganzen Leben gethan hast, mein lieber Carl; aber, Ebba, wagst Du es, den Thunichtgut unter Deine Flügel zu nehmen?"

„Ich bin wohl dazu gezwungen, falls er mich nicht unter die seinigen nimmt," antwortete Ebba und sank in die Arme der Oberstin.

Max sagte mit einem melancholischen Lächeln:

„Auch ich habe meinen Eltern eine Schwiegertochter zu schenken. Marie hat heldenmüthig versprochen, ihr Leben für Euren armen Sohn zu opfern."

„Gott segne Euch, meine Kinder," sagte die Oberstin andächtig, und der Oberst umarmte sogleich seine künftigen Schwiegertöchter.

„Das nahm ein plötzliches Ende mit dem europäischen Kriege," sagte eine Weile später der Lieutenant, als die Gesellschaft in der größten Gemüthlichkeit um den Weihnachtstisch saß und Nüsse knackte.

„Ja, mein Herr, der russische Despot mußte die Waffen strecken vor der überlegenen Macht der Westmächte," antwortete Ebba.

„Nein, der russische Selbstherrscher hat sich eine der Westmächte annectirt," behauptete Carl.

„Durchaus nicht, er ergab sich auf Gnade und Ungnade!"

„Und bekannte, daß das Weib ein Engel ist," fügte der Lieutenant hinzu, „denn dies wurde ja als Friedensbedingung festgestellt."

„Ich bin in diesem Puncte ganz derselben Meinung wie ein alter deutscher Sänger, der von den Frauen sagte:

„Die guten besser, als Engelein,
Die bösen schlimmer, als Teufelein,"

antwortete Carl. „Und die gefährlichsten von allen bösen und

gefährlichen, sind die Coquetten. — Nun damit mag es sein, wie es will, für mich sind sie nicht mehr gefährlich," fügte Carl hinzu mit einem Blick voll Liebe und Vertrauen auf seine Verlobte, deren Hand er an sein warmes männliches Herz drückte.

Drei Weihnachtabende.

„Liebes Kind, was machst Du da drinnen?“ fragte Frau Allard von ihrem Zimmer aus die Tochter ihres Sohnes, die sich im Wohnzimmer befand, als sie um sieben Uhr Morgens am Weihnachtsabend 1853 erwachte.

„Beste, theure Großmutter, stelle noch keine Fragen,“ antwortete eine jugendlich frische Stimme, aus dem andern Zimmer. „Bedenke, es ist heute Weihnachtabend.“

„Gerade deshalb muß ich aufstehen.“

„Nur noch einen kleinen, kleinen Augenblick warte, beste Großmutter,“ bat schmeichelnd dieselbe Stimme.

„Beste Siri, eine Viertelstunde kann ich noch liegen, aber keine Minute länger.“

„Das ist auch genug.“

Nun wurde es wieder still; und wir wollen die Viertelstunde benutzen, um das Local und die Personen etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Frau Allard war die Wittwe eines Bergwerksverwalters, der seiner Frau und seinem einzigen Sohne höchst unbedeutend von den Gütern dieses Lebens hinterließ.

Das Vermögen ging nicht allein mit der Erziehung des Sohnes auf, sondern die Wittwe hatte außerdem noch durch Stickereien in Gold und Silber ihr Scherflein zur Erziehung

beigetragen. Der Sohn wurde bei der Eisenbahn angestellt, schloß eine Heirath aus Neigung, und verlebte so einige sehr glückliche Jahre, bis er in einem Alter von neunundzwanzig Jahren an den Blattern starb; kurz darauf folgte ihm seine Frau. Ihre Tochter, die dreijährige kleine Siri, nahm Frau Allard zu sich, und suchte durch Arbeit so viel zu verdienen, um der Kleinen eine möglichst gute Erziehung zu geben. Nun war Siri achtzehn Jahre und eine ebenso geschickte Stickerin, wie Frau Allard selbst, deren Augen jetzt in ihrem sechszigsten Jahre, in Folge der eifrigen Arbeit, allmählich schwach wurden. Sie bewohnten zwei kleine freundliche Zimmer drei Treppen hoch in der Malmskilnadsstraße in Stockholm; dort hatten sie eine Reihe glücklicher und kummerloser Jahre verlebt, die ihnen unter Liebe und Arbeit rasch entflohen waren. Nach diesem Ueberblick wollen wir nun sehen, was Siri machte. Sie war auf einen Stuhl gestiegen, der auf einem Tische stand und war beschäftigt ein Paar neue Gardinen aufzustecken. Das Zimmer war äußerst reinlich, wiewohl die Möbeln altmodisch waren. Alles war blank und polirt, und sah einladend und gemüthlich aus. Im Kacheloffen brannte ein lustiges Feuer. Vor einem weißlackirten Sopha war auf einem kleinen Tische von Nußbaumholz, über dem eine schneeweiße Serviette lag, Kaffee servirt. Den Glanzpunct des Tisches bildete ein Korb mit frischem Weißbrod und Kuchen gefüllt.

„Nun ist eine Viertelstunde verflossen," rief Frau Allard aus ihrer Schlafstube.

„Und nun magst Du auch aufstehen, Großmutter, aber Du darfst nicht hereinblicken, bis Du angezogen bist, denn ich habe Gäste zu uns gebeten," antwortete Siri; und damit sprang sie von ihrem erhöhten Standpuncte herunter, stellte ganz leise Tisch und Stuhl in Ordnung und klopfte dann an die Wand von einem angrenzenden Zimmer.

Vielleicht willst Du, lieber Leser, wissen, wie die Heldin

dieser kleinen wahren Geschichte aussah? Meinethalben, ich habe mich ihrer nicht zu schämen.

Sie war klein von Wuchs, aber mit so symmetrischen und feinen Formen, daß sie einer kleinen Sylphide glich. Sie hatte ein sehr anziehendes Gesicht, war lebensfroh, lebhaft und strahlend von Jugend und Gesundheit, mit einem Paar blauen vor Lebensmuth und Freude strahlenden Augen, einem kleinen Mund mit Korallenlippen, perlenweißen Zähnen, und einem schalkhaften Lächeln. Das Haar war reich und üppig und erinnerte an Segeborg's goldne Locken, der Teint lieblich wie Lilien und Rosen. Wenn man sie nicht gerade eine Schönheit nennen konnte, so war sie dagegen unbeschreiblich liebenswürdig und ihr Anblick wirkte erfrischend und belebend wie die Frühlingssonne auf das Gemüth.

Einige Augenblicke später, nachdem sie an die Wand gepocht hatte, trat ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren ein, der große Aehnlichkeit mit Siri verrieth. Dieselben strahlenden Augen, dasselbe blonde Haar, dasselbe lebensfrische Lächeln fand man bei ihm. Aber seine Gestalt war hoch und schlank, seine Gesichtszüge kräftiger und männlicher. Es war Siri's Vetter, ein Brudersohn ihrer Mutter. Er hatte ein kleines Capital von seinen Eltern geerbt, welches jedoch nicht größer gewesen war, als daß es hinreichte, seine Studien zu bestreiten. Nun war er bei einem Gerichtshof als Notar angestellt und hatte seit mehren Jahren Wand an Wand mit Frau Allard gewohnt.

„Guten Morgen, Edvin," sagte Siri und reichte ihm die Hand. „Wie gefällt Dir dies?" sagte sie, und zeigte mit der Hand auf die Gardinen. „Glaubst Du nicht, daß Großmutter überrascht werden wird?" fügte sie flüsternd hinzu.

„Ganz gewiß, liebe Siri; aber ich finde auch, daß Du mir am Weihnachtabend einen freundlicheren Grüß zu Theil werden lassen könntest."

Er faßte sie mit beiden Händen um die Taille.

„Und worin sollte der Gruß bestehen?“ fragte sie mit schelmischem Lächeln.

„In einem Kusse, natürlicher Weise.“

„Da kannst Du lange warten. Nein, die spare ich, bis ich einen Mann bekomme.“

„Und daß wird doch wohl Niemand anders werden, als ich,“ sagte Edvin und beugte sich nieder, um von seinem Rechte als zukünftiger Ehemann Gebrauch zu machen; aber Siri entschlüpfte ihm lachend und rief mit trefflich affectirter Verwunderung:

„Du mein Mann! hast Du wirklich so verwegene Gedanken gehabt? Nein, siehst Du, daraus wird gewiß nichts; ich will keinen armen Notar haben.“

Nun wurde die innere Thür geöffnet und eine ältere Frau erschien in derselben, Siri schlang die Arme um ihren Hals und küßte sie mit den Worten:

„Glück und Segen von Oben über Dich, theure, theure Großmutter!“

„Ein frohes und glückliches Weihnachtfest, beste Tante,“ fügte Edvin hinzu, indem er die Hand der Alten küßte.“

„In Euch, meine Kinder, hat Gott mir Beides, Glück und Segen, gegeben,“ sagte Frau Allard, küßte Siri herzlich und drückte dann ihre Lippen auf Edvin Walter's hohe Stirn.

Dann trat sie ganz in's Zimmer herein und nahm ihren Platz am Kaffeetische ein, ohne zu Siri's großer Beunruhigung die Ueberraschung mit den Gardinen zu bemerken. Siri erwartete mit innerer Spannung, was die Großmutter dazu sagen würde. Edvin, der dies in ihrem sprechenden Antlitz las, sagte:

„Das Mondlicht ist beinahe tagshell heute.“

Nun wandte Frau Allard den Kopf nach dem Fenster um, aber setzte dabei vor lauter Verwunderung die Kaffeetasse aus der Hand.

„Siri, liebstes Kind, was soll das bedeuten?"

„Das bedeutet neue Gardinen, Großmutter," rief das junge Mädchen, und schlang die Arme um die Alte.

„Mein theures Kind, hast Du deswegen so eifrig die Nächte gearbeitet, weil ich mir solche wünschte! — Du verwöhnst Deine Großmutter."

Und Frau Allard streichelte freundlich ihre Enkelin.

„Ach, Du bist nicht sehr verwöhnt, beste Großmutter! Sage nur, daß Du sie hübsch findest, dann bin ich so froh, so froh."

„Sie gefallen mir nur zu gut, sie sind gar zu schön und kostbar."

„Nein für Dich, die beste der Großmütter, sind sie gewiß nicht zu schön oder zu theuer," sagte Siri, glücklich über die Zufriedenheit, die sie in den Augen der Alten las.

Nachdem man unter heiterem Geplauder, den Kaffee getrunken hatte, stand Edvin auf, um sich in's Gericht zu begeben. Als er in der Thür stand, rief Siri:

„Erinnere Dich, daß ich etwas mit Dir zu sprechen habe, sobald Du nach Hause kommst."

„Ich werde nicht ermangeln, dem allergnädigsten Befehle nachzukommen," antwortete er, und ging.

Als Siri mit der Großmutter allein war, nahm sie einen Schemel und setzte sich zu ihren Füßen, während sie mit schelmischem Lachen in das Gesicht der Alten sah.

„Liebste, beste Großmutter, nun komme ich mit einer ganzen Menge Weihnachtwünschen, zu denen Du nicht nein sagen darfst; hörst Du?"

„Mein Kind, Du weißt, daß ich alle Deine kleinen Wünsche erfülle, wenn es mir möglich ist," antwortete Frau Allard und strich mit der Hand über die goldenen Locken der Enkelin.

„Ach, dies Mal kommst Du leicht von der ganzen Sache, Du brauchst nur ja zu sagen."

„Gut, laß hören."

„Siehst Du, beste Großmutter, ich bin nun achtzehn Jahr, das will sagen, ich fange an, alt zu werden.“ Siri sah sehr feierlich aus.

Frau Allard lachte.

„Das kann man nicht leugnen, Du bist wirklich zu Jahren gekommen, und hast schon ein recht respectables Alter erreicht.“

„Ja, so ist es, obgleich Du darüber lachst, verhält es sich doch in der That so. Wie gesagt, ich bin achtzehn Jahre und bin noch auf keinem Ball gewesen.“ Siri sah ihre Großmutter forschend an, und fügte hinzu: „Ich weiß darüber nichts mehr, als was ich in Büchern gelesen habe. Findest Du nicht, daß das recht hart ist?“

„Ja, mein armes Kind, das finde ich gewiß,“ antwortete Frau Allard, „aber . . .“

„O nein, Du darfst nicht betrübt werden oder mit Entschuldigungen kommen. Du hast dafür gesorgt, daß Deine Siri eine glückliche Kindheit und Jugend gehabt hat, aber nun möchte sie auch gern wissen, wie es auf einem Balle zugeht.“

„Aber wie kann das angehen, mein theures Kind?“

„Warte nur, dann sollst Du hören. Am zweiten Weihnachttag arrangiren wir einen solchen. Wir bitten Frau D. um ihren Saal, der nur durch eine Thür von unserm Schlafzimmer getrennt ist. Diese Thür wird bei der Gelegenheit geöffnet, und so bekommen wir drei Zimmer, die wir erleuchten. Dann bitten wir die Fräulein D. — Frau H. — mit Töchtern und Minna Lind mit Brudertochter und Cousinen. Edvin bittet einige Herren, und Frau D. hat versprochen, auf ihrem Piano für uns zu spielen; dann haben wir einen köstlichen Ball.“

Siri schlug vor Freuden in die Hände.

Frau Allard sah bekümmert aus, aber wagte nichts zu sagen: Siri begann wieder:

„Du denkst an Alles, was dies kosten soll, beste Großmutter, aber Du kennst Siri schlecht, wenn Du meinst, daß sie Dich ruiniren will. O nein, ich habe schon seit Monat September von vier Uhr des Morgens bis acht Uhr gearbeitet, um mir eine kleine Sparkasse zu schaffen, und siehe, da habe ich fünfzig Reichsthaler Banco zusammengebracht. Davon denke ich zwanzig Reichsthaler für unsern Ball zu verwenden. Ach, Großmutter, Großmutter, wie lustig soll es werden; wenn ich in Frau D — 's Saale tanze, und die vielen Lichter sehe und die Musik höre, werde ich mir einbilden, daß ich auf einem glänzenden Feste bin, und daß ich die Schönste, Reichste und Glücklichste von Allen wäre. Großmütterchen, Du kannst nicht nein sagen.“

„Nein, das kann ich gewiß nicht, mein liebes Kind; tanze Du und sei vergnügt. Wie wohl das Vergnügen Dir selbst theuer zu stehen kommt.“

„Das ist freilich wahr,“ sagte Siri mit bekümmerte Miene, „daß ich viel Nützliches für zwanzig Thaler bekommen könnte, aber ...“

„Aber es ist auch in der Ordnung, daß Du einmal recht vergnügt sein willst, und Weihnacht ist ein Freudenfest.“ —

„Ja und deshalb schlagen wir uns alle Bedenklichkeiten aus dem Sinn,“ rief Siri aus. „Das Schlimmste ist, daß ich kein Ballkleid habe. Aber das macht nichts; ich nehme mein rothes Kattunkleid. Ach! wer doch ein Linonkleid hätte,“ seufzte Siri für sich selbst.

Gleich nach Tisch trat Edvin zu Siri herein; sie war allein, da Frau Allard ausgegangen war, um einige Einkäufe zu machen.

„Das war gut, daß Du kamst; nun kannst Du mir helfen, den Tannenbaum in Ordnung zu bringen, bis Großmutter wiederkommt," sagte Siri.

„Soll geschehen;" Edvin umfaßte Siri und begann mit ihr im Zimmer zu walzen.

„Bin ich ein Tannenbaum?" rief sie lachend. *)

„Das will ich nicht gerade behaupten; aber es ist viel amüsanter, mit Dir zu tanzen, als mit dem alten stacheligen Busche."

„Und ich sollte auf diese Weise um meinen Weihnachtbaum kommen? Nein, daraus wird nichts. Was ist wohl Weihnacht, ohne Weihnachtbaum? Das würde der erste Weihnachtabend sein, den ich ohne einen solchen erlebte."

Siri wand sich ihm aus den Armen, indem sie sagte:

„Uebrigens kannst Du den ganzen zweiten Weihnachttag mit mir tanzen."

„Auf welchem Balle?" fragte Edvin.

„Auf dem, den ich geben werde." Sie nahm eine vornehme Miene an und fügte hinzu: „Dann ist Ball bei Siri Allard und sie ladet Dich dazu ein."

„Das wird wohl ein Ball, der von Dir und nur zu Tante's Amüsement aufgeführt wird. Nun ich habe nichts dagegen."

„Ach nein! wenn Du mir nur mit dem Tannenbaum helfen willst, will ich Dir Alles erzählen."

Der Vorschlag wurde mit großem Beifall angenommen, nur mit dem Einwande, daß Edvin die Kosten bestreiten wollte, wovon aber Siri durchaus nichts hören wollte. Schließlich wurde der Streit so beigelegt, daß Edvin und Siri sich in die Kosten theilen sollten.

„Am nächsten Weihnachtfeste, lieber Edvin, bitte ich Dich

---

*) In Schweden tanzt man Weihnachten um den Tannenbaum herum.

auf einen vornehmen, prächtigen Ball, denn es kann nicht fehlschlagen, daß ich bis dahin mit einem reichen Manne verheirathet bin."

„Und woher sollte der vornehme Freier kommen?" fragte Edvin verächtlich; „vom Himmel vermuthlich?"

„Ach, sei still, häßlichere Mädchen, als ich, haben reiche Männer bekommen," antwortete Siri beleidigt.

„Das ist möglich, aber ich wüßte nicht, woher Du ihn bekommen solltest."

„Ich habe von einem Mädchen gelesen, die mit einem reichen Herrn in einem Omnibus zusammen fuhr; er verliebte sich gleich in sie und heirathete das arme Mädchen."

„Bah! So etwas geschieht nur in Romanen. Du, liebe Siri, wirst gewiß nicht mit einem vornehmen und reichen Manne verheirathet werden, wenn Du auch vom Morgen bis zum Abend im Omnibus führest, sondern mußt schon mit einem armen Notar zufrieden sein."

„Einen solchen will ich nicht haben; was sollte ich mit einem Notar anfangen? Nein, mein Freund, ich will einen Grafen, Frau Gräfin genannt werden, und will im eigenen Wagen fahren und so weiter. Oder findest Du nicht, daß ich für eine solche Rolle hübsch genug bin?"

„Du bist viel zu klein dazu. Uebrigens bist Du hübsch und niedlich, gerade so, daß Du auf einen Notar Ansprüche machen kannst. Etwas Vornehmes bekommst Du nicht, kleine Siri, dazu ist Deine Nase allzu stumpf. Etwas ganz anders ist es mit mir; ich bin ein hochgewachsener junger Mann*), und kann bei meinem vortheilhaften Aussehen, wohl auf Beförderung und eine glänzende Parthie hoffen. Dann sollst Du Brautmädchen werden Siri."

---

*) In Schweden wird fabelhaftes Gewicht auf große Figur gelegt.

Edvin sah seine Cousine neckisch an.

„Kein reiches Mädchen will Dich haben," fiel Siri heftig ein. „Und wo solltest Du übrigens noch eine auffischen?

„Habe ich nicht Umgang in Hofrath Eck's Hause? — und wer weiß, ob ich nicht auf Amalie Eck Eindruck gemacht habe?" Siri wurde bei diesen Worten feuerroth.

„Pfui; wie selbstgefällig Du bist, Edvin! Nein, das fühle ich an mir, Du wirst nie mit jemand anders verheirathet, als mit..."

„Als mit wem?"

Nun faßte Edvin Siri's beide Hände und hielt sie fest.

„Als mit einer kleinen Stickerin," antwortete Siri lachend, indem sie noch lebhaftere Farbe bekam.

„Mit derselben kleinen Stickerin, die einen Notar zum Manne haben soll, ist es nicht so?"

„Ich glaube fast," stotterte Siri und verbarg ihr glühendes Angesicht an des Cousins Brust.

„Siri," rief der junge Mann und schlang seinen Arm um ihre Taille, „Du liebst mich da wirklich, wie ich Dich liebe?"

„Herr Gott, Edvin, wußtest Du das nicht früher?" fragte Siri beinahe erschrocken. „Mir erschien es als eine abgemachte Sache, daß wir einander lieben mußten."

„Und der reiche Freier, — wenn er kommt. —"

„Bekommt er einen großen Korb?"

„Und Du willst die Frau eines armen Notars werden, ohne Wohnung, ohne Pferde und ohne Grafentitel? Edvin sah ihr tief in die klaren Augen.

„Meine Nase ist zu stumpf und meine Gestalt allzu klein für diese Herrlichkeiten. Ich passe besser für einen Notar."

„Siri, theuerste Siri, welches Weihnachtgeschenk hast Du

mir gemacht! Ach, warum kann ich Dir kein glänzendes Loos bieten. Nun dagegen..."

„Still! Mein Glück, mein Reichthum heißt Edvin; und nun ist die Sache abgemacht. Ich werde fortfahren zu sticken, Du wirst arbeiten, und so werden wir sehr, sehr glücklich sein. —"

„Und Du wirst nie Dein gegebenes Wort zurück nehmen? nie Deine Liebe einem Andern schenken?"

„Niemals," antwortete Siri ernst. „Ich kann nie mit einem Andern glücklich sein, nie einen Andern lieben, als Dich."

„Dank, Dank, Du süße, geliebte Siri. Der Tag, an welchem Du mir Deine Liebe und den Glauben an Deine Treue raubtest, würde mir den Tod geben."

Ein warmer Kuß besiegelte den Bund.

Der Tannenbaum brannte prächtig und die Lichter waren in beiden Zimmern angezündet, als Frau Allard zurückkam. — In dem kleinen Kreise wurde ein glücklicher Weihnachtabend gefeiert. Edvin bat die Alte um ihren Segen zu seiner Verbindung. Mit tiefer Bewegung legte sie ihre Hände auf die gesenkten Häupter und rief Gottes Segen über Beide herab. Darauf gab sie Siri ihres Vaters Verlobungsring, den diese an Edvin gab, der dagegen Siri den Verlobungsring seiner Mutter an den Finger steckte.

So waren sie denn verlobt diese jungen Leute, die noch so wenig von des Lebens Bitterkeit gekostet hatten.

Nach dem Thee kamen die Geschenke. Eine große, an Siri adressirte Schachtel wurde von ihrer Aufwärterin herbeigetragen. Siri öffnete den Deckel und schrie laut auf vor Freude; es lag ein hellrothes Linonkleid darin.

„Großmutter, Großmutter, was hast Du gemacht?" rief sie aus.

„Dort sitzt der Geber," sagte die Großmutter und deutete auf Edvin, der einen Blick und einen Dank bekam, um den ihn jeder hätte beneiden können.

Darauf folgten für alle drei noch mancherlei kleine Gaben, die herzliche Freude erregten.

Während Frau Allard hinaus ging, um das Abendessen zu bereiten, blieben die Beiden allein.

Edvin setzte sich neben Siri und nahm ihre beiden Hände, indem er sagte:

„Am nächsten Weihnachtsfeste, Siri, feiern wir unsere Hochzeit."

„Glaubst Du das?" antwortete Siri lächelnd. „Aber ist das nicht zu früh?"

Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter.

„Zu früh! Ich finde, es liegt noch eine ganze Ewigkeit dazwischen. O Siri, wie unendlich liebe ich Dich! Wir bestimmen den nächsten Weihnachtabend zu unserm Hochzeitstage. Sollen wir das nicht thun?"

„Weshalb nicht?"

Siri sah unendlich glücklich aus.

„Aber Großmutter soll bei uns wohnen."

„Das versteht sich. Das Schlimmste ist, daß meine Einkünfte so klein sind."

„Das hat nichts zu bedeuten, ich werde fortfahren, in Gold und Silber zu sticken, und so verdiene ich mit."

„Aber Siri."

„Kein Aber, wenn ich bitten darf. Siehst Du, Edvin, ich habe nie begreifen können, weshalb nicht die Frau durch ihre Arbeit für das gemeinsame Beste mit beitragen soll. Ach, wie angenehm ist es nicht, für Den zu arbeiten, welchen man liebt; und wie glücklich ist man dann nicht? Du und Großmutter, das ist Alles, was ich auf Erden liebe.

„Und Du, Du allein Siri, bist Alles für mich.“

So bauten sie Luftschlösser, und sahen nur die Lichtseite des Lebens; daß es auch eine Schattenseite gab, vergaßen sie gänzlich. Glückliches Alter, wo Alles in Freude strahlt.

Am zweiten Festtage tanzte Siri, glücklich und froh wie die Hoffnung selbst; und selten gab es vielleicht ein froheres Wesen, als Siri an diesem Abend war.

Ein Jahr später.

Wieder war es Weihnachtabend. Die Uhr hatte eben Sieben geschlagen, und Alles war dunkel und still in Frau Allard's Wohnung.

Im Wohnzimmer brannte ein einsames Licht. Kein freundliches Feuer brannte im Kachelofen, keine Weihnachtüberraschungen nahmen Siri in Anspruch. Das vor einem Jahr so einladende Zimmer erschien nun kalt und unheimlich, die Thür zum Schlafzimmer war verschlossen.

Siri stand, auf einen Stuhl gestützt, den Kopf gegen die Wand gelehnt, die das Zimmer von Edvin's Gemach trennte. — War dies bleiche Mädchen dieselbe Frau, die wir vor einem Jahr so blühend und lebensfrisch gesehen haben? — Ja, es sind wirklich dieselben Züge; aber wie verändert! Alles, was früher Freude und Glück athmete, war verschwunden, und dasselbe Gesicht sprach nun von einem unaussprechlichen Kummer. Hier zeigten sich Spuren von so manchen Kämpfen mit dem Herzen, von so manchen theuer erkauften Siege über das Gefühl, daß man hätte in Thränen ausbrechen mögen bei diesem Anblicke. Mit fest auf's Herz gepreßten Händen und einer zitterndern Thräne in den Augen schien sie auf die unruhigen Schritten im Nebenzimmer zu lauschen.

„So hat er die ganze Nacht gewandert," flüsterte Siri;

„und ich bin es, ich, die ihm all' diesen Schmerz verursacht hat. Ich, die gern mein Leben lassen würde, um ihm jeden Kummer zu ersparen. O Gott! erhalte meinen Muth aufrecht. Habe ich denn anders handeln können? Nein, und tausendmal nein; ich hatte nicht das Recht, sie, die so viel für mich gethan, zu opfern, ich durfte seine Zukunft nicht zerstören. Nein, nein, ich habe gethan, was meine Pflicht war." —

Sie barg ihr Antlitz in den Händen und schluchzte.

Während sie sich ohne Zwang ihrem Schmerz überließ, erstarb der Laut seiner Schritte im Nebenzimmer; er hatte das Zimmer verlassen und klopfte an ihre Thür.

Siri sprang auf, und mit einem Ausdruck von Verzweiflung flüsterte sie:

„Das ist er — er —, welcher kommt, um mich wegen meines gebrochenen Schwurs zur Rechenschaft zu ziehen. O Vater im Himmel, der Du in mein Herz blickst, gieb mir Kraft in dieser neuen Prüfung."

Nun klopfte es wieder; mit schwankenden Schritten ging Siri, um zu öffnen.

Es war Edvin; aber er sah eher einem Schatten, als einem lebenden Menschen ähnlich. Siri trat einige Schritte zurück, als sie ihn so verändert sah. Der junge Mann trat, ohne ein Wort zu sagen, herein und schloß die Thür hinter sich zu. Als dies geschehen war, blieb er mit einem finstern, fast drohenden Blicke vor ihr stehen und sagte langsam:

„Nicht wahr, Siri, Du erwartetest mich? Du wußtest, daß ich zurückkommen würde, wenn ich auch tausend Meilen von Dir entfernt gewesen wäre, um Dich als Eidbrüchige zur Rechenschaft zu ziehen. Du wußtest, daß ich eine endliche Erklärung Deines Briefes begehren würde. Du wußtest, daß ich nicht der Mann bin, der ein Weib mit seinem Herzen spie-

len läßt, ohne sie zu zwingen, sich zu erklären, wie sie das Spiel wagen durfte."

Siri mußte sich gegen eine Stuhllehne stützen, um sich aufrecht zu halten. Zu antworten vermochte sie nicht. Es lag so viel Schmerz und Leiden in ihrem Gesichte, daß der Ausdruck Edvin's Herz zu erweichen und einen neuen Gedanken in seiner Seele wachzurufen schien. Er stürzte zu ihr, faßte ihre Hände und rief mit zitternder Stimme:

„Siri, sage, daß Du, gezwungen durch eine große Noth, so gehandelt hast, wie Du gethan hast. Sag', daß Du es wegen Deiner Großmutter gethan hast, daß Du ihretwegen mich opfertest, und dem reichen Manne den Vorzug gabst. O sag', daß sie Dich dazu überredet hat, daß Du leidest und wegen des Schrittes, den Du gethan hast, in Verzweiflung bist, ich will Dich mit Gewalt von diesem Manne trennen, der es gewagt hat, seinen Blick zu Dir zu erheben, ich will für uns Beide arbeiten und die Zukunft soll dennoch heiter für uns werden. Auf meinen Knieen flehe ich hier zu Deinen Füßen, sprich ein einziges Wort, welches mir beweist, daß Dein Herz nicht treulos ist. Mit dieser Gewißheit fühle ich mich stark, jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen und gegen Noth und Elend zu kämpfen."

Siri hatte ihm ihre Hände gelassen, sie hatte ihn auf die Kniee sinken und seinen Arm um ihren Körper legen lassen. ohne daß sie einer einzigen Bewegung fähig gewesen wäre; aber bei diesen Worten fuhr sie zusammen, wie aus einem Traum gerissen, und machte sich von ihm los, indem sie flüsterte:

„Noth, Elend ... niemals!" Dann strich sie sich mit der Hand über die Stirn, wie um ihre Gedanken zu ordnen, und sagte mit leiser, aber tief ernster Stimme:

„Aus freiem Willen habe ich unsere Verlobung aufgehoben und aus freiem Willen habe ich mich mit Doctor Eck verlobt.

Nichts hat mich zu diesem Schritte gezwungen, als das Bewußtsein, daß Armuth ein Feind der Liebe und des Glückes ist. ... Geh', Edvin, wir sind geschieden. Das Leben liegt offen vor Dir, Du wirst mich bald vergessen. ..."

„Du belügst Dich selbst," rief Edvin verzweiflungsvoll. „Du kannst so niedrig nicht denken. „Nein, ich will zur Großmutter hinein gehen, und sie fragen, ob das Kind, welches sie zur Frömmigkeit und Gottesfurcht erzogen hatte, so gemein geworden ist, daß sie wegen der bloßen Verlockungen des Reichthums ihre Treue bricht, und ihre Liebe verräth." — Edvin that einen Schritt gegen die geschlossene Thür, aber Siri warf sich dazwischen und streckte die Hand gegen ihn aus, indem sie sagte·

„Keinen Schritt weiter, Edvin! — Großmutter glaubt, daß wir nach beiderseitiger Uebereinkunft unsere Verlobung aufgehoben haben."

„Du hast sie also betrogen." Edvin faßte den ausgestreckten Arm und fügte hinzu:

„Nun gut, da werde ich, bei Gott, ihr Deine ränkvolle Handlungsweise klar machen."

Er wollte Siri bei Seite führen, aber sie erhob ihre zusammengefalteten Hände gegen ihn, indem sie mit schmerzlicher Stimme bat:

„Mache mich nicht unglücklich, dadurch, daß Du die Großmutter betrübst. — O Edvin, Edvin, hab' Erbarmen, und laß mich nicht den Kummer erleben, zu sehen, daß sie mir zürnt, und zu wissen, daß ich ihr das Alter verbittert habe. Hast Du mit mir kein Mitleid, so habe ich es wenigstens mit ihr."

Edvin war stehen geblieben. Als Siri schwieg, betrachtete er sie schweigend. Endlich sprach er in hartem Tone:

„Um deretwillen werde ich schweigen, mit Dir aber habe ich kein Mitleid. Du bist eitel, darum verachte ich Dich; treulos, darum verabscheue ich Dich; und herzlos, daß Du keines Glückes werth bist."

Darauf verließ er das Zimmer.

Als die Thür hinter ihm verschlossen wurde, vernahm man einen dumpfen Ausruf. Es war Siri, die mit der Lebhaftigkeit ihrer Jugend sich auf einen Stuhl warf und ihre Hände über ihrem Haupte zusammenschlug, indem sie in bitterstem Schmerze ausrief:

„Jetzt bin ich so unglücklich, wie ich nur auf Erden werden kann!“

Zur Erklärung wollen wir mittheilen, was sich im Laufe des vorigen Jahres zugetragen hatte.

Während der zwei ersten Monate des Jahres freuten Edvin und Siri sich des Glückes, täglich zusammen Luftschlösser zu bauen und von ihrer Liebe zu reden. Am Ende des Monats März mußte Edvin als Secretair einem Richter in eine Landstadt folgen, und der Schmerz der Trennung war der erste, welcher Siri daran erinnerte, daß das Leben auch Dornen hat. Bald darnach erkrankte Frau Allard. Siri mußte da ihre Arbeit liegen lassen, um der Großmutter die Pflege angedeihen zu lassen, deren sie bedurfte. Wochen vergingen, während Siri unaufhörlich an der Seite der Kranken saß. Die geringen Ersparnisse, welche Frau Allard zurückgelegt hatte, wurden ganz und gar verbraucht und Siri hatte durchaus keine Zeit übrig, für sich zu arbeiten. Endlich fing die Alte an, wieder zu genesen, aber sie war und blieb an der rechten Seite gelähmt. Daß sie überhaupt sich wieder erholte und ihr Leben erhalten ward, das hatten sie, die Kranke und Siri, ihrer Meinung nach nur der unermüdlichen Sorgfalt des Dr. Eck zu verdanken.

Es sollte sich aber bald zeigen, daß die Sorge noch kein Ende hatten, denn ein neues Uebel suchte die Alte heim;

sie ward — blind. — Fast ganz erdrückt unter der Last dieses neuen Schlages, hatte Siri sich hingesetzt, um an Edvin zu schreiben, um demselben die Vermehrung ihrer Sorgen zu schreiben, als Dr. Eck einen Besuch machte. Er hatte sichtbar ein Interesse für die unermüdliche Wärterin der kranken Großmutter gefaßt. Als der Arzt in's Zimmer eintrat, fand er Siri mit dem Schreiben beschäftigt. Frau Allard war in einen leichten Schlaf gesunken, weshalb Siri die Thür zum Krankenzimmer angelehnt hatte.

„Wie stets denn heute?“ fragte der Arzt und erfaßte die Hand der junge Dame.

„Großmutter schläft,“ antwortete sie.

„Um so viel besser, so werde ich mit Fräulein Allard sprechen.“

Der Arzt setzte sich und Siri nahm ihren Platz am Tisch wieder ein.

„Mein Bruder, der Hofrath Eck, hat mir mitgetheilt, daß Sie mit einem jungen Notar Namens Walter verlobt sind.“

„Ja,“ antwortete Siri erröthend.

„Das ist eine Parthie für die Zukunft, denn noch hat er nichts, worauf er heirathen kann, und es dürfte viele Jahre dauern, bis er so weit kommt.“

Dann fing er an, davon zu sprechen, daß sein Bruder, der Hofrath, sich für den jungen Walter interessire, daß er aber damit sehr unzufrieden sei, daß er sich verlobt habe. Der Doctor bat Siri, daß sie sich wohl bedenken möge, bevor sie ihr Schicksal mit dem des Vetters vereine, und schilderte in lebhaften Farben das Elend, welches die Folge solcher Parthien zu werden pflegte. Er beschrieb ihr, wie Edvin unter der unaufhörlichen Last und Mühe einer Arbeit für die bloße Existenz gezwungen werden würde, den Gedanken an Avancement sich ganz aus dem Sinne zu schlagen, und daß er endlich zu einer bloßen Schreibmaschiene herabsinken würde, ohne daß er, ungeachtet

all' seiner Arbeit und Anstrengung, seine Familie vor Armuth und Noth schützen könnte.

„Das ist," so schloß der Arzt, „die Folge solcher frühen Verlobungen. Sie gereichen gewöhnlich Dem zum Unglück, der darauf eingegangen ist. Walter zum Beispiel, würde, wenn er Sie nicht liebte, sicher darauf haben rechnen können, der Schwiegersohn meines Bruders zu werden, und dann eine glänzende Zukunft gehabt haben. Jetzt dagegen hat er nur Arbeit und Armuth, denn Sie werden schwerlich mit einer blinden und gelähmten Großmutter, welche auf Ihre Pflege Anspruch macht, etwas zum Auskommen beitragen, und jene kann noch viele Jahre leben. Bedenken Sie sich daher wohl zuvor, ehe Sie sich mit Dem verbinden, welchen Sie lieben und dessen Unglück Sie sein werden."

Der Doctor ging, aber seine Worte klangen nach im Herzen der armen Siri. Ach, sie hatte schon die Erfahrung gemacht, daß ihre Arbeit nicht genügte, um das geringe Vermögen, welches sie schon besessen, und welches nun ganz verschwand, zu erhalten. Kurz über die Erblindung und Lähmung der Großmutter schrieb sie an Edvin kein Wort, wohl aber einen Brief voll Liebe und Unruhe darüber, daß er durch seine Verbindung mit ihr sich eine dunkle Zukunft bereitet habe.

Als sie den Brief absandte, waren das ihre Gedanken:

„Warum sollte ich ihn mit meinen Sorgen quälen? Er wird sie genügend erfahren, wenn er zum Weihnachtfeste herkommt. — Was ist jetzt aus unsern goldenen Träumen der Verheirathung geworden? Sie sind entschwunden und mein armer Edvin muß selbst sich dazu bequemen, unsere Vereinigung zu verschieben. Niemals werde ich ihn mit der Last beschweren, auch meine arme Großmutter zu versorgen."

Siri weinte: sie beweinte ihre entflohenen, frohen Hoffnungen, die arme Großmutter, Edvin und sich selbst.

Es folgten einige Monate, die reich waren an ökono-

mischen Sorgen und Unruhe. Eine kleine Kostbarkeit nach der andern wanderte in's Pfandhaus, um die nothwendigen Bedürfnisse und Kosten zu bestreiten, welche die Krankheit Frau Allard's nöthig machte. Siri saß die halben Nächte auf, um zu arbeiten, aber das war und blieb unzureichend, und als das Unglück eintraf, daß auch sie in Folge der übermäßigen Anstrengung erkrankte, und Fremde während ihrer Krankheit um Hülfe ersucht werden mußten, da ward ihr Kummer immer größer.

Unter der Pflege des Doctor Eck genaß Siri nach einigen Wochen, war aber zu schwach, um in den Nächten zu arbeiten. Die Folge davon war, daß sie gezwungen ward, eine Habseligkeit nach der andern zu veräußern, damit es der Großmutter an keiner Bequemlichkeit fehlen möchte, daran sie sich gewöhnt hatte, während die arme Siri selbst sich bis auf das benutzte Bettzeug Alles entzog. Als es ihre Kräfte ihr wieder erlaubten, fing sie wieder die Arbeiten bis tief in die Nächte an. Es war ein harter uud verzweifelter Kampf mit der Noth, aber Siri bestand ihn mit bewunderungswürdiger Seelenstärke. Ohne auch nur in einem einzigen Briefe Edvin zu beunruhigen, setzte sie ihren Kampf mit der Armuth, die mit großen Schritten sich näherte, fort. So war man bis zum Ende des Monats November gekommen, als Dr. Eck Siri seine Hand und sein Vermögen anbot, während er ihr vorstellte, wie nutzlos es für sie sein würde, auf die Vereinigung mit Edvin zu hoffen.

„Wollen Sie ihn gleichfalls in all' dies Elend mit hineinziehen, welches Ihrer wartet? Wollen Sie ihn in Armuth versunken sehen, worin Sie und Ihre Großmutter nothwendig gerathen müssen? Siri, ich hätte nicht gedacht, daß Sie so egoistisch wären, daß Sie um der Liebe zu Walter willen Ihre Großmutter, welche Sie und Den, welchen Sie lieben, erzogen hat, opfern würden. Ich bin reich, ich kann Ihrer kranken

Pflegemutter ein ruhiges Alter verschaffen und ihr das bittere Loos ersparen, ihr bisher so unglückliches Leben im Mangel am Nothwendigsten fortzuschleppen. Bedenken Sie den Vorschlag, den ich jetzt mache, und überlegen Sie wohl, daß das Opfer, welches Sie bringen, ein Glück ist für Die, welche Ihnen am meisten am Herzen liegen. Meinen Sie, daß Ihre Großmutter einen einzigen Augenblick sich bedenken würde, sich für Sie aufzuopfern, aber freilich, Sie sind unentschlossen."

„O! Wäre ich es allein, die aufgeopfert würde!" hatte Siri da ausgerufen, „aber ich werde Edvin unglücklich machen, der an mich alle seine Hoffnung geknüpft hat."

„Machen Sie ihn glücklich, wenn Sie ein Hinderniß seines Fortkommens werden? Oder glauben Sie wirklich, Siri, daß ein junger Mann mit ungewöhnlichen Geistesgaben und einem starken Willen dem Schmerz erliegen wird, welchen gebrochene Treue verursacht? Dann kennen Sie das menschliche Herz nur wenig. Nach dem ersten Ausbruch des Kummers wird er durch vermehrte Anstrenguug des Geistes im Streben nach Ehre Trost finden, welcher ihn auch den ihm von Ihnen bereiteten, vorübergehenden Schmerz vergessen macht. Wissen Sie, was die Liebe ertödtet und das Leben zu einem Fluch macht? Es ist, wenn ein junger, hoffnungsvoller Mann sich durch Armuth und Sorgen für seine Familie genöthigt sieht, nur zu leben, um für seine Familie das Brot zu schaffen, ohne Hoffnung eines sorgenlosen Lebens und an jeglichem Fortschritt auf der erwählten Bahn gehemmt ist. Seine Liebe wird dann bitter und sein erträumtes Glück zu Hohn. Opfern Sie Ihre Großmütter, opfern Sie Edvin, wenn Sie es können! Sehen Sie Beide eine Beute des Mangels und der Noth und dann sagen Sie:. Dies ist mein Werk!"

Der Doctor entfernte sich. Siri verbrachte eine Nacht in Thränen. Sie kämpfte einen harten Kampf, als aber der Morgen graute und damit der Mangel an Feuerung und an

Allem, dessen die gelähmte, erblindete und kranke Großmutter bedurfte, da war auch der Entschluß gefaßt. Sie betete mit der Ergebung der Verzweiflung, wie sie jungen Herzen eigen ist, und als der Arzt kam, saß sie bleich und fühllos bei ihrer Arbeit. Auf ihrem Gesichte stand leserlich geschrieben: Ich habe mich entschlossen, das Opfer zu bringen.

„Haben Sie überlegt, Siri, was ich gestern zu Ihnen sagte," fragte Dr. Eck.

„Ja," antwortete sie mit klangloser Stimme.

„Und welches ist denn Ihre Antwort?"

„Seien Sie gut gegen die Großmutter, legen Sie für Edvin ein gutes Wort ein, und ich will versuchen, eine dankbare Gattin zu werden."

Ein Ausdruck der Befriedigung verbreitete sich über die Züge des Doctors, er faßte bewegt ihre Hand und sagte:

„Seien Sie versichert, daß ich Alles aufbieten werde, Sie glücklich zu machen."

Siri neigte ihr Haupt und dachte: „Für mich giebt's kein irdisches Glück mehr."

„Versprechen Sie mir Eins, dies nämlich, Edvin wissen zu lassen, daß Sie mit freiem Willen mir Ihre Hand gegeben, und ich verspreche Ihnen dagegen, auf jede erdenkliche Weise das Wohl Derer befördern zu wollen, welche Ihnen lieb sind. Es würde für mich eine zu große Demüthigung sein zu denken, daß Sie von Noth gezwungen, mir Ihre Hand gegeben haben. Erfüllen Sie meine Bitte, Siri, und die Losung meines Lebens wird sein: Ihr Glück, das der Großmutter und Edvin's."

„Ich verspreche das."

Siri schrieb an Edvin und sandte ihm den Ring zurück, indem sie ihn zugleich von der neuen Verbindung unterrichtete, welche sie geschlossen hatte. Als sie gezwungen ward, das Band zu zerreißen, war es für ihn besser, daß er von ihr schlecht dachte, desto eher würde er ihrer vergessen. So raisonnirte sie.

Ihr Brief blieb unbeantwortet, aber am Abende vor Weihnachten kam Edvin zurück. Wir waren Zeugen der ersten Begegnung.

Als eine Weile nachher Edvin wieder zur Besinnung gekommen war, ward seine Thür geöffnet und die Sjöberg, die alte Aufwärterin, trat ein.

„Willkommen zurück, Herr Notar," sagte die Alte, „obgleich Sie nur kommen, um Trauer und Elend zu sehen." Unterdessen zündete sie das Feuer im Ofen an.

Edvin nickte ihr zu, ohne zu antworten, aber sie nahm das nicht übel und fuhr fort:

„O Gott, welch' eine schwere Zeit ist das für Fräulein Siri gewesen. Oftmals habe ich bis tief in die Nacht geweint, wenn ich an sie dachte. Gar verschieden ist dies Weihnachtfest von dem vorjährigen und ich bin überzeugt, daß sie während des Herbstes sich an mehr als einem Abende hungrig zu Bette gelegt hat."

„Was sagst Du; Gretchen!" rief Edvin und fuhr auf und ihr entgegen.

„Ich sage, was klar, wie der Tag ist. Das sehen Sie doch wohl ein, daß es für die arme Siri sehr schwer gewesen sein muß, da die Großmutter fast die ganze Zeit Ihrer Abwesenheit krank war und dann sie endlich selbst erkrankte und Alles gehen lassen mußte, wie es gerade ging. Ja, so weit ist es gekommen, daß sie zum Schlafen nur eine Strohmatratze hatte."

„Unmöglich!" rief Edvin und eine fremde Stimme zugleich von der Thür aus.

Bei diesem Echo seines eignen Wortes wandte Edvin seinen Blick von der Aufwärterin zur Thür.

„Herr Gott! wie erschrak ich, Doctor," sagte die Alte, indem sie sich aufrichtete.

Doctor Eck, denn er war's, trat vor im Zimmer und grüßte Edvin, der ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit funkelnden Blicken ansah.

„Mit welchem Recht drängen Sie sich hier ein, mein Herr," sagte Edvin und schritt ihm drohend entgegen.

„Ich suche Sie, mein Herr, und wünsche ein Wort mit Ihnen allein zu sprechen."

„Wir haben einander nichts zu sagen; und sollten Sie eigensinnig hier bleiben wollen, so spedire ich Sie hinaus," sprach Edvin.

„Das steht Ihnen frei, sobald Sie mich gehört haben," sagte der Doctor ruhig, „aber ich hoffe, daß Sie als Mann von Ehre bedenken werden, daß ich aus freien Stücken gekommen bin, um Ihnen eine Erklärung zu geben." Der Doctor wandte sich an die Aufwärterin mit den Worten: „Wir wollen allein sein, aber sag' nicht dem Fräulein Allard, daß ich hier bin, es würde sie nur beunruhigen."

„Davor möge mich Gott behüten," sagte die Alte und ging fort.

Als die beiden Herren allein waren, trat Edvin zum Arzte, indem er mit gedämpfter Stimme sagte:

„Kommen Sie her, um den Genuß Ihres Triumphes zu haben, nachdem Sie mir das Herz abwendig gemacht haben, welches mir theurer, als mein Leben war? War Ihnen die Welt nicht groß genug und fanden Sie Damen genug darin, daß Sie mich meiner berauben sollten? Warum haben Sie durch Vorspiegelungen von Reichthum und Pracht ihr Herz verleitet, mir die Treue zu brechen? — Sie sind ein Elender, den ich niederschlagen sollte, denn Sie haben mich so unglücklich gemacht, als nur ein Mensch sein kann. Betrachten Sie mich — freuen Sie sich Ihres Sieges!"

Der Doctor stand ruhig und ernst vor Edvin und richtete auf das aufgeregte und entstellte Antlitz desselben einen Blick voll Theilnahme und antwortete in mildem Tone:

„Ihre Anklagen gegen mich sind ungerecht und ich bin gekommen, um es zu beweisen; wenn Sie aber schon Siri getroffen haben, so ist es wohl unnöthig; sie wird Ihnen wohl Alles gesagt haben.“ Er blickte dabei Edvin fest in's Auge. —

„Alles gesagt! Ja, Alles hat sie gesagt, indem sie auf meine Bitten nur diese Eine Antwort gab, daß sie nach freier Wahl Ihnen ihre Hand gegeben hat.“

„Auch die Motive dieser Handlung?“

„Die Motive! Hat sie dazu Motive gehabt?“ rief Edvin. „Es giebt also etwas, was sie entschuldigen kann?“

„Ja — die Noth. Sie haben davon keinen Begriff, junger Mann. Aber Sie würden die Bekanntschaft derselben wohl gemacht haben, wenn Sie Siri's Gatte geworden wären. Die Noth ist ein furchtbarer Gast. Haben Sie schon das Wort der alten Aufwärterin vergessen?“

Edvin sank auf einen Stuhl nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Haben Sie vergessen, daß die Großmutter gelähmt und blind ist?“

„Gelähmt und blind?“ schrie Edvin.

„Wußten Sie das nicht? O, ich begreife; sie hat Sie mit ihren Leiden nicht betrüben wollen. Da ich aber ihren verzweifelten Kampf mit der Noth sah und ihre wahnsinnigen Anstrengungen zur Bekämpfung der Armuth, faßte ich eine warme und innige Neigung für das von der Natur für Freude und Glück bestimmte Kind, das mit bewunderungswürdigem Muthe sich den bittern Prüfungen des Schicksal unterwarf, ich hieß sie ihre Liebe opfern, um der armen und blinden Großmutter zu vergelten, was diese für sie gethan hatte; ich

zeigte ihr das ganze Elend, welches ihr bevorstand, und ich fragte sie, ob sie dazu schwach genug sein würde, Sie und die eigene Pflegemutter mit sich in die bitterste Armuth zu ziehen. Sie hat sich für Beide geopfert."

Der Doctor schwieg. Es entstand eine Pause. Nach einer Weile hob er also an:

„Zum Beweis aber, daß ich kein Dieb bin, der Sie Ihres Glückes berauben will, sage ich es Ihnen und frage Sie: Können Sie Siri vor Noth schützen? können Sie ihr eine sorgenfreie Zukunft bieten, so trete ich zurück, da Sie von ihr geliebt werden. Mehr noch: wollen Sie für dieselbe und für die Gelähmte arbeiten, so gebe ich Siri ihr Versprechen wieder und trete zurück. Ja, ich gehe so weit, wollen Sie, nachdem Sie die Beweggründe, welche Siri geleitet haben, kennen gelernt, daß sie das mir gegebene Wort zurücknehmen soll, so soll auch ihr das frei stehen. Ich überlasse Ihnen die Entscheidung. Bestimmen Sie über das Loos Siri's und zugleich über das der Großmutter, die von ihrer Enkelin ganz und gar abhängig ist."

Der Doctor schwieg wieder. Edvin erhob langsam sein gesenktes Haupt, sein Gesicht war todtenbleich, aber wunderbar ruhig.

„Der Würfel ist gefallen, Herr Doctor, ich würde ein elender Egoist sein, wenn ich nicht denselben Muth hätte, welchen Siri bewiesen. Nie werde ich für Siri und für die Großmutter Das thun können, was Sie vermögen, und werde sie nicht aus egoistischer Liebe verlocken, die heiligste aller Pflichten zu vernachlässigen, nämlich die Schuld abzutragen, in welcher Jeder zu Demjenigen steht, der mit Liebe und Entsagung ihn in seiner Kindheit gepflegt hat. Möge Gott Siri belohnen und mögen Sie dieselbe so glücklich machen, wie ich es gewollt habe und wie sie es verdient."

„Recht gesprochen, junger Mann." Der Doctor reichte

Edvin die Hand und sagte dann: „Und jetzt, da, wie Sie sagen, der Würfel gefallen ist und Sie selbst einsehen, daß Siri nicht anders hat handeln können, müssen Sie sich ihr nicht mehr nähern, sondern das arme Kind sich selbst überlassen — ohne Störung sie sich in ihre neuen Pflichten hineinleben lassen."

Edvin ergriff die Hand des Doctors und antwortete kalt:

„Siri ist für mich todt, nur in meinem Herzen wird sie ewig leben. Ich will sie nicht wieder sehen, aber mit einigen Worten will ich ihr Lebewohl sagen und sie bitten, Das zu vergessen, was ich beim Ausbruch meines Schmerzes gesagt habe."

„Gut, und wann reisen Sie nach F . . . zurück?"

„Schon diesen Abend."

„Und Sie werden nachher nie mehr an Siri schreiben?"

„Mein Herr, Sie haben ja gehört, daß sie für mich todt ist." Edvin erhob sich. „Wir wollen uns trennen, Herr Doctor! Versuchen Sie, wenn Sie können, Siri das Leben erträglich zu machen, aber wehe Ihnen, wenn sie unglücklich wird."

„Durch mich wird sie niemals unglücklich werden," antwortete der Doctor mit eigenthümlichem Lächeln.

Der kurze Tag war zu Ende gegangen und das Dunkel des Abends verhüllte den Erdkreis mit schwarzem Schleier. Ueberall, auch in der Hütte des Armen, wo man ein Licht hatte, war es angezündet, um wenigstens damit den heiligen Abend zu feiern, welcher für Alte und für Junge festlich und die Freude der Kinder ist. Auch die kleine Wohnung der Frau Allard war durch die Fürsorge der alten Sjöberg erleuchtet.

Siri hatte mit kaltem, gleichgültigen Blick das Vorhaben

derselben angesehen. Ach, was war jetzt für Siri der Weihnachtabend? Nur ein Tag der Plage und des Leidens mehr. Für wen sollte sie Licht anzünden? Die Großmutter war blind und Edvin war für sie nicht mehr da.

Zurückgelehnt in einigen Kissen saß Frau Allard im Sopha in dem inneren Zimmer und neben ihr hatte Siri auf einem Stuhle Platz genommen. Mit milder und fester Stimme las die Junge der Alten ein Kapitel aus der Bibel vor. Je weiter Siri las, desto ergebener wurde der Ausdruck ihres bleichen und ruhigen Gesichtes. Als sie geschlossen und das Buch hingelegt hatte, faltete sie die Hände zu einem stillen Gebet mit gesenktem Haupte.

„Wie ist Dir, Siri, mein Kind?“ fragte die Alte.

„Ich bin ganz wohl, Großmutter, ich betete zu Gott, daß er über uns wachen möchte.“

Ihre Stimme zitterte.

„Du bist gewiß sehr, sehr niedergedrückt durch mein Unglück. Armes Kind, wie viel Trauer habe ich über Dich gebracht!“

Von den Augen der Blinden flossen Thränen.

„O Großmutter, rede nicht so! Sollte ich, da ich jung bin, nicht den Muth haben, die Prüfung zu ertragen, welcher Du selbst mit so großer Ergebenheit Dich unterwirfst? Wenn ich Dir nur Trost und Freude gewähren kann, dann bin ich vergnügt.“

Siri küßte und streichelte die Hand der Gelähmten.

„Wie hat sich Alles in einem Jahr verändert!“ sagte seufzend diese. Siri fuhr vor Schmerz zusammen. „Wie glücklich und froh waren wir nicht damals!“

„Eben so froh und eben so glücklich können wir ja wieder werden. Wer weiß, geliebte Großmutter, ob Du nicht zum nächsten Weihnachtfest das Gesicht wieder hast und da werde ich mit Freuden ein frohes Fest veranstalten.“

So sprach Siri ein Wort des Trostes und der Hoffnung zu der Blinden, während die Thränen unaufhörlich von ihren Wangen herabflossen.

Zu gleicher Zeit trat Doctor Eck ein, er kam, um den Weihnachtsabend mit seiner Braut zu feiern, wie er zu Frau Allard sagte, die bei diesen Worten seufzte und dachte, wie glücklich Jene sein würde, wenn es Edvin gewesen wäre. —

Der Doctor beugte sich zu Siri und flüsterte, indem er sich neben die Kranke setzte:

„Sieh' hier, Siri, ein Weihnachtsgeschenk, welches man mich zu überbringen gebeten hat. Geh' und lerne seinen Inhalt kennen."

Siri nahm den ihr von dem Doctor überreichten Brief und ging hinaus.

In ein Sopha sinkend, erbrach sie mit zitternden Händen den Brief, derselbe enthielt einen goldnen Ring und folgende Zeilen:

„Ewig geliebte Siri! Lebewohl! Jetzt ist mir Alles klar und ich weiß, daß Du Dich, armer Engel, Deiner Pflicht geopfert hast. Ich beuge mich vor der Nothwendigkeit und mein Herz sagt mir, daß Du nicht anders hast handeln dürfen. Lebe wohl und suche meiner zu vergessen. Ach, mögest Du glücklich werden, dann werde ich mein Loos geduldig ertragen

Edvin."

Siri drückte heftig weinend den Brief an ihr Herz und ihre Lippen.

„O, Edvin, Edvin!" flüsterte sie, während sie das Papier mit ihren Thränen benetzte.

„Sie sind also sehr unglücklich, Siri?" fragte in theilnehmendem Tone Jemand neben ihr. Sie blickte auf, es war der Doctor.

„Ja sehr," antwortete sie ganz untröstlich.

„Sie lieben den Edvin zu sehr."

„Ach, so weit mein Gedächtniß reicht, habe ich ihn so geliebt," stammelte Siri.

„Sie werden ihn sich nie aus dem Sinne schlagen?"

„Niemals."

„Auch nicht, wenn Sie meine Gattin sind?"

„Ich werde alle meine Kräfte aufbieten, eine gute Gattin zu werden, aber ich würde Sie grausam betrügen, wenn ich sagen wollte, daß ich vermögen werde, die Liebe aus meinem Herzen zu tilgen, welche ich gegen Edvin hege. Ich bin von Kindheit an fast ausschließlich nur mit ihm und der Großmutter in Berührung gekommen. Diese zwei sind für mich Alles geworden. Mein Herz ist mit ihnen verwachsen. Jeder Versuch, diese Bande zu lösen, ist fruchtlos. Ach, verzeihen Sie mir, ich entspreche Dem schlecht, was Sie mit Recht von mir fordern können."

„Im Gegentheil, Siri, ich wünsche nur, daß Sie mich als Freund betrachten, als Ihren Vertrauten und aufrichtig zu mir über den Schmerz reden, welcher Sie beherrscht."

Siri faßte die hingehaltene Hand des Doctors und stammelte einige Worte von Dankbarkeit als Antwort auf seine Versicherung.

„Gedenken Sie an Edvin zu schreiben?" fragte der Doctor und blickte ihr forschend in die Augen.

„Nein, ich habe Ihnen meine Treue zugesagt und jegliche Berührung zwischen mir und Edvin wäre ein Bruch derselben."

„Ich danke Ihnen, Siri! Erst nach einem Jahre werde ich darauf Anspruch machen, Sie meine Braut zu nennen. Die Zeit mag erst den Schmerz mildern, bevor ich verlange, daß Sie den Ring nehmen, welcher Sie zu meiner Verlobten macht. Bis dahin bin ich mit Ihrem Worte zufrieden."

Die alte Sjöberg trat ein und sagte in traurigem Tone:

„nun reiste der Notar ab. Ach Gott, welch' ein Weihnachtabend für den armen Knaben!"

Wie schnell geht nicht ein Jahr zu Ende. Es verfliegt mit seinen dreihundertfünfundsechszig Tagen, wie ein Traum, selbst unter Sorge und Kummer. Die Zeit ist beflügelt, wenn auch die Flügel in Thränen gebadet sind.

Wieder war es Weihnachtabend. In dem kleinen Zimmer der Frau Allard war Alles sich gleich geblieben. Siri war ganz früh am Morgen mit dem Anordnen des Kaffeetisches im vorderen Zimmer beschäftigt. Zwar geschah solches nicht mit gleicher Freudigkeit, wie vor zwei Jahren, aber die gewaltsame Verzweiflung, welche am vorigen Weihnachtabende in ihrem ganzen Wesen sich ausgeprägt hatte, war verschwunden. Es ruhte ein stiller Ernst, eine Wehmuth auf ihren Zügen, welche zu offenbaren schienen, daß sie mit Ergebung sich dem Schicksal unterwarf, welches ihrer wartete.

Als der Kaffeetisch geordnet war, ging sie mit leisen und vorsichtigen Schritten in die Schlafkammer.

„Ich schlafe nicht, mein Kind."

„Da muß ich Dir helfen, Großmutter, daß Du angezogen wirst," sagte Siri. „Wir haben Weihnachten, und Du mußt heute Deine Augenbinde ablegen. Siehst Du, hatte ich nicht Recht, als ich vor einem Jahre sagte, daß Du zu diesem Weihnachtfeste wieder Dein Gesicht haben würdest."

„Ja, und das Alles verdanken wir dem guten und edeldenkenden Doctor Eck. Ach, Kind, wir stehen bei ihm in großer Schuld. Mögest Du ihn so glücklich machen, wie er es verdient."

„Ja, das gebe Gott!"

Während dieser Unterredung hatte Siri die Großmutter

angekleidet, welche, auf eine Krücke gestützt und von ihrer Enkelin geleitet, in das vordere Zimmer sich langsam hinaus bewegte, wo ihr Siri mit großer Zärtlichkeit den Kaffee servirte.

„Wann kommt der Doctor, um die Binde abzunehmen?“ fragte Frau Allard.

„Später am Tage.“

„Und von Edvin hören wir nie etwas, der liebe, liebe Junge!“

„Er hat eine Anstellung erhalten, liebe Großmutter, und ist jetzt Unterkreishauptmann.“

„Gott segne ihn und lasse es ihm wohl gehen.“

„Amen!“ seufzte Siri.

Gleich nach Mittag trat, während die Alte Mittagsruhe hielt, Doctor Eck herein.

„Guten Tag, liebe Siri, wie steht es heute mit uns? Etwas bleicher, als gewöhnlich, bemerke ich,“ sagte der Doctor und faßte beide Hände Siri's und blickte ihr tief in die Augen. „Wir haben ein wenig geweint.“ Er zog sie auf das Sopha neben sich. „Darf ich wissen, was Ihnen diese Thränen ausgepreßt haben?“

„Ja gewiß,“ sprach Siri, indem sie ihn mit offenem Blicke ansah. „Ich fühle leider, daß ich nicht, wie ich wünschte, Ihrer Güte gegen mich und die Großmutter werth bin. Ach, wenn ich Sie lieben könnte, wie ich wollte!“

„Dem Herzen können wir nicht befehlen. Sie erinnern sich wohl, daß ich diesen Tag als den Tag Ihrer Verlobung bestimmte.“

„Ja!“

„Und das macht Sie unglücklich, Siri?“ fragte der Doctor lächelnd.

„Nicht unglücklich, aber . . .“

„Reine Wahrheit, Siri. Lieben Sie Edvin noch eben so sehr, eben so ausschließlich?“

„Ja!"

„Das war aufrichtig gesprochen. Fühlen Sie, daß Sie mit keinem Anderen glücklich werden können?"

„Seien Sie großmüthig und richten Sie an mich keine Fragen."

„Ich kann's nicht ändern. Ich will Antwort haben, wenn ich frage; das ist eine Eigenheit, die ich habe," sagte der Doctor mit gutmüthigem Lächeln. „Ihr Glück heißt also noch stets Edvin?"

„Ach ja, mein widerstrebendes Herz kann für keinen Andern schlagen, als für ihn."

„Um so viel besser." Siri blickte den Doctor stier an, der ihr väterlich entgegen lachte.

„Erinneren Sie sich, Siri, daß ich voriges Jahr versprach, Sie glücklich zu machen?"

„Sie sind gegen mich so gütig gewesen, daß es nur mein Fehler ist, daß Ihre Mühe unbelohnt geblieben ist."

„Ich kann davon nicht abstehen. Ich muß mein Gelübde einlösen und Sie glücklich machen; und kann solches durch mich nicht geschehen, so muß ich wohl Jemand mir zur Hülfe schaffen."

„Mein Gott, was meinen Sie?"

„Schweigen Sie und hören Sie mich an, aber sehen Sie nicht so erschrocken aus. Als ich jung war, hatte ich auch eine Liebe, welche warm, lebhaft und treu war, wie die Ihrige. Aber während ich dafür arbeitete, für mich und meine Braut Brot zu gewinnen, denn wir waren Beide arm, raubte der Tod sie mir. Nachher bin ich ein bekannter Arzt geworden, ein reicher Mann, aber ein wenig glücklicher Mensch. Von meinem Vermögen habe ich 10,000 Thaler Banco hingesetzt und beschlossen, dieselben einem jungen Paare, das sich gegenseitig so liebt, wie ich und meine Anna uns liebten, aber durch Armuth an der Heirath verhindert wird, zu schenken. Doch wollte ich

zuvor die Herzen Derer prüfen, welche ich glücklich zu machen gedenke. Ich wollte sehen, ob sie im Stande wären, sich der Pflicht aufzuopfern und ob sie so gewissenhaft wären, daß sie um die Befriedigung ihrer eignen Gefühle willen nicht der Pflichten vergessen, welche die Dankbarkeit auferlegt. Kurz, ich wollte ein Paar edle Menschen glücklich machen. Sie, Siri, so wie Edvin, haben in der Art meine Zufriedenheit gewonnen, in der Art die Probe bestanden, daß ich Sie der Belohnung werth halte. Also, liebe Siri, da die Großmutter, wenn sie das Gesicht wieder erhält, nur frohe und glückliche Gesichter um sich sehen muß, so gebe ich Ihnen den ersten und wirklichen Bräutigam zurück, dem sie eine Hochzeitsgabe von 10,000 Thalern Banco zuführen. Diesen Abend wird die Verlobung gefeiert und am nächsten Weihnachtfeste führe ich meine kleine Tochter zum Altar. Sind Sie mit der Weihnachtgabe zufrieden?"

Siri war von der Freude, der Dankbarkeit und Ueberraschung so überwältigt, daß sie kein Wort vorbringen konnte, sondern im Uebermaß der tiefsten inneren Bewegung die Hände des Arztes faßte und sie mit Küssen bedeckte.

„Verdient der Vater nicht auch eine Umarmung?" fragte der Arzt erfreut.

Siri warf sich in die entgegengestreckten Arme und der väterliche Freund drückte ihr bewegt einen Kuß auf die Stirn.

„Edvin weiß noch nichts davon, aber nach Verlauf von wenig Stunden wird er hier sein," sagte der Doctor, als die erste Bewegung vorüber war.

„Ist Edvin in der Stadt?"

„Ja, schon seit einer ganzen Woche, er wohnt im Hause meines Bruders."

Im Hause des Hofgerichtsraths Eck finden wir im dritten Stockwerk in einem großen schönen Zimmer, eine Stunde nach der genannten Unterredung, den Unterkreishauptmann Edvin Walter, vor einem Schreibtisch sitzend, den Kopf gegen die Hand gestützt und die Augen auf ein Papier gerichtet, dessen Ecken bewiesen, daß es oftmals schon durchgelesen war. An der einen Ecke war eine goldgelbe Haarlocke angeheftet. Es war der erste Brief Siri's an ihn, nachdem er als ihr Bräutigam die Hauptstade verlassen hatte. Edvin betrachtete ihn mit dem Ausdruck einer bitteren Entsagung, wie man eine theure Reliquie betrachtet, welche einer theuren verstorbenen Person angehört hat. Während er denselben betrachtete und im Anschauen versunken dasaß, wurde die Thür geöffnet und Doctor Eck trat ein. Edvin blickte auf und erhob sich sogleich und ging demselben entgegen, wiewohl eine dunkle Wolke seine Züge überschattete.

„Störe ich auch?" fragte der Arzt.

„Ich war unbeschäftigt," antwortete Edvin.

„Die Sache ist die, daß mein Bruder mich gebeten hat, Ihnen Herr Kreishauptmann einen Vorschlag zu machen. Zunächst bringen Sie wohl den Abend in der Familie zu?"

„Obgleich ich für die Einladung dankbar bin, muß ich mir doch das Vergnügen versagen. Der Weihnachtabend ist für mich ein an Erinnerungen so reicher Tag, daß ich denselben am liebsten in der Einsamkeit mit den Gedanken an eine glücklichere Zeit zubringe."

„Dann läßt sich die Sache nicht ändern und mein Bruder muß auf Ihre Gesellschaft diesen Abend verzichten. Das paßt mir um so viel besser, da ich wünsche, daß Sie eine kurze Zeit mir nach einem Orte folgen möchten, wo ich Sie vorstellen wollte."

„Herr Doctor, ich habe ja schon ausgesprochen, daß ich diesen Abend allein zu sein wünsche." Die Antwort Edvin's

war kalt und gemessen, aber dessen ungeachtet setzte sich der Doctor ganz gelassen in's Sopha, nahm langsam seine Schnupftabakdose hervor und beglückte seine Nase mit einer Prise. Als das zur Genüge ausgerichtet war, hob er wiederum an:

„Es giebt eine junge liebenswürdige Dame, gut und einnehmend zugleich, die Sie kennen und für welche Sie sich interessirt haben. Sie hat ein aufrichtiges und treues Herz und eine Mitgift von zehntausend Thalern Banco. Dies Mädchen liebt Sie und man hat mir den Auftrag gegeben, Sie zu fragen, ob Sie der Gatte derselben werden wollen. Es ist unnöthig, den Namen derselben zu nennen, Sie errathen ihn leicht." Der Doctor blickte Edvin fest an, welcher ein wenig erröthete, denn unwillkürlich fiel ihm der Gedanke an Amalie Eck, die Brudertochter des Doctors, ein, die, wie man allgemein glaubte, für Edvin Neigung hatte.

„Herr Doctor," antwortete Walter in großem Ernste, „Sie hätten mir das Unangenehme, diese Anerbietung zu beantworten, ersparen sollen, da Sie besser, als sonst Jemand wissen, daß mein Herz unwiderruflich Derjenigen gehört, welche niemals die meinige werden wird. Ich habe mich der bittern Nothwendigkeit einmal unterworfen, auf sie zu verzichten, aber werde mein Schicksal niemals mit dem einer anderen Dame theilen."

„Hm, Hm, Sie lieben also Siri noch?"

„Ich bin zu eigensinnig, Herr Doctor, in der Liebe zu wechseln. Siri habe ich geliebt, seit ich noch ein Knabe war, und werde sie bis zu meinem Tode lieben."

„Das ist viel gesagt. Doch wir wollen weiter darüber sprechen." Der Doctor erhob sich. „Ich habe noch einen Auftrag an Sie. Ihre Verwandte, Frau Allard, wünscht Sie auf einige Augenblicke zu sehen. Sie ist operirt und hat ihr Gesicht wieder erhalten und ist heute zum ersten Mal ohne Binde. Sie wollte Sie so gern sehen."

„Meinen Sie denn nicht, daß Ihr Glück mir theuer genug

geworden ist, daß Sie mich noch bitten wollen, Zeuge desselben zu sein?" fiel ihm Edvin in's Wort.

„Sie sollen nur die Alte treffen und Ihren Besuch können Sie so kurz machen, wie Sie wollen; aber ich würde mich in Hinsicht auf Sie sehr täuschen, wenn Sie im Stande sein sollten, der alten, hart geprüften Frau diese Freude zu versagen, wonach sie sich so sehr gesehnt hat, Sie nur einen Augenblick zu sehen."

„Ich werde kommen," sagte Edvin mit großer Anstrengung.

„Sie müssen mir denn folgen, denn später am Abend würden Sie Siri treffen."

Schweigend rüstete sich Edvin, nahm seinen Hut und sagte:

„Ich bin bereit, Ihnen zu folgen."

Als der Doctor und Edvin vor der Thür der Frau Allard standen, wandte sich Ersterer an diesen mit den Worten:

„Ist es denn auch ganz gewiß, daß Sie die Dame, welche ich vorschlug, nicht heirathen wollen?"

„Was soll dieser unpassende Scherz denn heißen?" Edvin war ganz bewegt, da er sich vor eben der Thür befand, die er einst mit so frohen Gefühlen geöffnet hatte, und fühlte sich daher durch die Frage verletzt.

„Es ist kein Scherz, sondern voller Ernst und ich richte an Sie noch einmal die Frage:

„Weigern Sie sich bestimmt, diese zu heirathen?"

„Ja, bestimmt."

„Auch wenn sie Siri hieße und also aussähe?" Der Doctor öffnete die Thür des Zimmers der Frau Allard und vor ihnen stand Siri.

Als sie ihn sah, stürzte sie ihm mit dem Ausruf entgegen:

„Edvin, mein Edvin!"

Ganz betäubt von der Ueberraschung und kaum wissend

ob er wache oder träume, drückte Edvin Siri an sein stürmisch bewegtes Herz.

„Sagte ich es nicht, junger Mann, vor einem Jahre, daß ich Siri glücklich machen wollte? Ihr Glück heißt Edvin, was kann ich denn Anderes thun, als sie Ihnen schenken. Der Unterschied jedoch ist hier, daß die Siri, auf welche Sie verzichten mußten, nichts an Vermögen besaß, aber die Siri, welche ich in diesem Jahre Ihnen schenke, eine Mitgift von zehntausend Thalern Banco besitzt."

Unsere Feder ist zu schwach, die nun folgende Scene zu beschreiben; was wir aber mit voller Ueberzeugung versichern können ist, daß es selten glücklichere Menschen gegeben hat, als jene waren. Frau Allard genoß die Glückseligkeit ihrer Kinder, diese hatten den Genuß, wieder vereinigt zu sein, und Doctor Eck den, jene drei so glücklich gemacht zu haben.

Am zweiten Weihnachttage tanzte Siri glücklich und froh auf dem Balle bei dem Hofgerichtsrath Eck, wohin die Neuverlobten eingeladen worden, waren und der Doctor verbrachte einen guten Theil des Abends bei der Frau Allard, damit sie nicht zu sehr ihrer Kinder entbehren möchte und Gelegenheit hätte, mit ihm über die Freude und Zukunft derselben zu sprechen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Mathilde	1
Drei Weihnachtabende	179